



IM GEFÄNGNIS HAT MAN VIEL ZEIT ZUM NACHDENKEN

Roman

THOMAS BREMER

Herausgeber: Thomas Bremer

IM GEFÄNGNIS HAT MAN
VIEL ZEIT ZUM NACHDENKEN

Ein Roman

THOMAS BREMER

Herausgeber: Thomas Bremer

Impressum und Fiktionalitätshinweis

© 2026 Thomas Bremer. Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeber: Thomas Bremer

Text und Romanfassung: Thomas Bremer

Vorwort: Thomas Bremer

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Peter Zocker und alle weiteren Romanfiguren sind literarische Figuren. Personen, Unternehmen, private Gespräche, Beziehungen, Gedanken, Motive und konkrete Handlungsabläufe wurden erfunden, verändert oder verdichtet.

Einzelne wirtschaftliche Motive sind von öffentlich bekannten Entwicklungen der europäischen Immobilien-, Handels- und Finanzwelt inspiriert. Das Buch ist keine Biografie und kein Tatsachenbericht über eine bestimmte reale Person. Erkennbare Parallelen begründen keine Tatsachenbehauptung über lebende oder verstorbene Personen.

Bei realen Personen und nicht rechtskräftig abgeschlossenen Strafverfahren gelten ausschließlich die belegbaren Tatsachen und die rechtsstaatlichen Grundsätze, insbesondere die Unschuldsvermutung.

Ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Rechteinhabers darf dieses Werk weder vollständig noch auszugsweise vervielfältigt, verbreitet oder öffentlich zugänglich gemacht werden, soweit dies nicht gesetzlich erlaubt ist.

Inhalt

Prolog – Die Tür

TEIL I – HUNGER

Kapitel 1 – Der Dachboden

Kapitel 2 – Der Mann mit dem grauen Anzug

Kapitel 3 – Wien

Kapitel 4 – Der Preis des Eintritts

Kapitel 5 – Sechzehn Häuser

Kapitel 6 – Namen am Tisch

Kapitel 7 – Der Satz vor Gericht

Kapitel 8 – Der Stuhl hinter dem Stuhl

TEIL II – DAS IMPERIUM

Kapitel 9 – Das Kaufhaus

Kapitel 10 – Gold

Kapitel 11 – Das Gebäude in New York

Kapitel 12 – Das schönste Kaufhaus der Welt

TEIL III – DAS GERÄUSCH IM FUNDAMENT

Kapitel 13 – Ein halber Prozentpunkt

Kapitel 14 – Das Schweigen der Banken

Kapitel 15 – Der Kreis wird kleiner

Kapitel 16 – Der Mann, der Nein sagte

Kapitel 17 – Freitag, 16.42 Uhr

Kapitel 18 – Die Nacht der Listen

TEIL IV – DER FALL

Kapitel 19 – Sieben Uhr

Kapitel 20 – Der Antrag

Kapitel 21 – Die Geier

Kapitel 22 – Mein eigenes Konkursverfahren

Kapitel 23 – Sechs Uhr vier

Kapitel 24 – Die erste Nacht

TEIL V – DIE AKTEN

Kapitel 25 – Der Prozess

Kapitel 26 – Markus spricht

Kapitel 27 – Elena

Kapitel 28 – Clara stellt nur eine Frage

Kapitel 29 – Das Urteil

Kapitel 30 – Hofgang

Kapitel 31 – Die zweite Anklage

Kapitel 32 – Die Dinge

Kapitel 33 – Das Angebot

Kapitel 34 – Markus' Brief

Kapitel 35 – Der zweite Richterspruch

Kapitel 36 – Die Mutter

Kapitel 37 – Was übrig bleibt

Kapitel 38 – Kein Schlusswort

TEIL VI – WAS DIE AKTEN NICHT WISSEN

Kapitel 39 – Das Höchstgericht

Kapitel 40 – Fünf Millionen

Kapitel 41 – Bozen

Kapitel 42 – Viktor kommt

Kapitel 43 – Clara darf herein

Kapitel 44 – Der Spaziergang

Epilog – Der Haarriss

Vorwort

Von Thomas Bremer

Es gibt Menschen, deren Erfolg so groß wird, dass er irgendwann wie eine Naturgewalt erscheint. Solange alles steigt, fragt kaum jemand, welche Balken das Gebäude tragen. Man bewundert die Fassade, die Zahlen, die Geschwindigkeit. Man fotografiert den Mann vor dem Eingang und vergisst, dass selbst der höchste Turm auf einem Fundament steht, das man nicht sieht.

Dieser Roman beginnt nicht vor einem Luxushotel und nicht in einem Sitzungssaal. Er beginnt in einer Gefängniszelle.

Mich interessierte nicht die Frage, wie sich ein realer Unternehmer in einem bestimmten Moment gefühlt haben mag. Das weiß ich nicht. Mich interessierte die literarische Frage dahinter: Was geschieht mit einem Mann, der sein Leben lang nur nach vorn gedacht hat, wenn er plötzlich nichts mehr planen kann? Was macht einer, der gewohnt war, dass sich Türen öffnen, wenn die einzige Tür in seinem Leben von außen verriegelt wird?

Peter Zocker ist eine erfundene Figur. Er ist ehrgeizig, charmant, ungerecht, verletzlich, kalt, großzügig, eitel und manchmal erschreckend einsam. Vor allem aber erzählt er seine Geschichte selbst. Das macht ihn nicht automatisch glaubwürdig. Er erinnert sich, wie Menschen sich erinnern: lückenhaft, eigennützig und mit dem unbewussten Wunsch, im eigenen Leben wenigstens im Rückblick die Hauptrolle zu behalten.

Die Welt, durch die Peter Zocker geht, ist uns vertraut. Es ist eine Welt des billigen Geldes, der steigenden Immobilienpreise, der Banken, die aus Risiko eine Kennzahl machen, der Investoren, die Rendite lieben und Zweifel delegieren, der Kaufhäuser, die mehr Geschichte als Gewinn besitzen, und der Unternehmer, die irgendwann nicht mehr sicher wissen, wo ihr Unternehmen endet und ihr eigener Wille beginnt.

Ähnlichkeiten einzelner Figuren, Situationen oder wirtschaftlicher Entwicklungen mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht als Tatsachenbehauptungen über diese Personen zu verstehen. Die privaten

Szenen, Dialoge und Gedanken dieses Buches sind literarische Erfindung.

Peter Zocker hat in diesem Roman fast alles verloren, als er zu erzählen beginnt. Geld ist verschwunden, Freunde schweigen, Anwälte sprechen in Sätzen, die keinen Trost kennen, und draußen vor der Gefängnismauer wird sein Lebenswerk in Aktenordner zerlegt.

Was ihm bleibt, ist etwas, das er während seines Aufstiegs nie besitzen wollte: Zeit.

Im Gefängnis hat man viel Zeit zum Nachdenken.

Vielleicht ist genau das für einen Menschen, der sein ganzes Leben lang vor sich selbst davonlief, die härteste Form der Wahrheit.

Thomas Bremer

Prolog – Die Tür

Die Tür fiel nicht ins Schloss. Sie sog sich zu.

Es war ein kleines Geräusch, fast höflich: Metall auf Metall, ein kurzes Klicken, dann das tiefere Einrasten des Riegels. Ich hatte in meinem Leben Türen gehört, die sich anders anhörten. Die schweren Türen von Vorstandsetagen, die lautlos über Teppiche glitten. Autotüren, die von Fahrern geöffnet wurden. Hoteltüren, hinter denen Suiten lagen, in denen die Vorhänge automatisch zur Seite fuhren, sobald man die Karte in den Schlitz steckte.

Diese Tür tat nichts für mich.

Sie machte nur zu.

Ich stand mitten in der Zelle und hielt eine durchsichtige Plastiktüte in der Hand. Zwei T-Shirts. Zwei Unterhosen. Ein Paar Socken. Eine Zahnbürste, deren Borsten so hart aussahen, als hätte sie ein Ausschuss bestellt. Ein Stück Seife. Ein Handtuch. Ein Plastikbecher.

Auf der Tüte klebte ein weißer Aufkleber mit meiner Nummer.

Ich musste lachen.

Nicht, weil etwas lustig gewesen wäre. Es war dieses Lachen, das einem entkommt, wenn die Wirklichkeit eine Pointe setzt, die zu plump ist, um von einem guten Autor zu stammen.

Vor wenigen Jahren hatte ein Magazin mein Vermögen in Milliarden gemessen. Am Morgen hatte mir ein Mann mit Schlüsselbund erklärt, wann ich duschen durfte.

Bewertungen ändern sich schnell.

Ich stellte die Tüte auf das Bett. Das Bett war an die Wand geschraubt. Der Tisch war an die Wand geschraubt. Der Stuhl war am Boden befestigt. Sogar der kleine Spiegel über dem Waschbecken wirkte, als traue er mir nicht.

Das Fenster saß zu hoch. Ich konnte einen Streifen Himmel sehen, wenn ich direkt darunterstand und den Kopf nach hinten legte. Kein Dach, keinen Baum, keine Straße. Nur Himmel, portioniert von Gitterstäben.

Ich hatte immer Höhe geliebt.

Höhe machte Städte klein. Von oben wurden Staus zu Linien, Menschen zu Punkten und Probleme zu Flächen. In den Konferenzräumen meiner besten Jahre saß ich gern mit dem Rücken zur Wand und dem Blick über die Stadt. Ich sagte mir, das sei wegen des Lichts. In Wahrheit mochte ich es, auf Dinge hinunterzusehen.

Hier gab es nichts unter mir.

Ich setzte mich auf das Bett.

Meine Hände zitterten noch leicht. Nicht sichtbar genug, dass es jemand bemerkt hätte, aber ich bemerkte es. Die letzten Stunden liefen in meiner Erinnerung nicht wie ein Film, sondern wie Bilder, die jemand aus einem Ordner auf den Tisch warf.

Die Klingel kurz nach sechs.

Die Männer vor der Tür.

Der Beschluss.

Das Gesicht meines Anwalts auf dem Telefon, blass vom Displaylicht.

Die Fahrt.

Der Hintereingang.

Ein Blitzlicht irgendwo hinter einer Absperrung.

Eine Hand auf meinem Ellbogen, nicht grob, aber bestimmt genug, um klarzumachen, dass von jetzt an nicht mehr ich bestimmte, wohin wir gingen.

Dann Warten.

Warten in einem Zimmer mit einer Uhr, die lauter tickte als jede Uhr, die ich besessen hatte.

Noch mehr Warten.

Und schließlich diese Zelle.

Ich hatte immer geglaubt, Gefängnis bestehe aus Enge.

Das ist falsch.

Gefängnis besteht aus Zeit.

Zeit ohne Telefon. Ohne Assistentin. Ohne Nachrichten, die mit *dringend* markiert waren. Ohne Kalender, in dem jede Viertelstunde eine Farbe hatte. Ohne einen Menschen, der einen Satz begann mit: »Peter, wir müssen entscheiden.«

Zum ersten Mal seit Jahrzehnten musste ich nichts entscheiden.

Es war unerträglich.

Ich legte mich auf den Rücken. Über mir zog sich ein Haarriss durch die Decke. Er begann am Lüftungsgitter und verlief schräg bis fast über das Bett. Ich folgte ihm mit den Augen, als wäre es eine Kurskurve.

Steigend.

Kurzer Knick.

Noch einmal steigend.

Dann ein Bruch.

Ich schloss die Augen.

Und plötzlich war nicht die Staatsanwältin da, nicht der Insolvenzverwalter, nicht das letzte Protokoll, das mein Anwalt mir am Vorabend vorgelesen hatte.

Ich roch Staub.

Altes Holz.

Taubendreck.

Ich sah einen Dachboden, auf dem ich mit siebzehn Jahren gestanden hatte, die Hände in den Taschen, während ein Hausverwalter mir erklärte, warum der Raum wertlos war.

»Das will keiner«, hatte er gesagt.

Ich erinnere mich noch heute an den Satz.

Vielleicht, weil mein ganzes Leben daraus entstand, dass ich ihm nicht glaubte.

TEIL I – HUNGER

Kapitel 1 – Der Dachboden

Ich war siebzehn, als ich begriff, dass Quadratmeter lügen können.

Auf dem Papier war der Dachboden nichts. Keine Heizung, keine Leitungen, keine richtigen Fenster. Ein schräges Dach, unter dem sich im Sommer die Hitze staute, Balken, die bei jedem Schritt knarnten, und ein Boden, der unter einer Schicht aus Staub und Taubendreck verschwunden war. Wenn man sich ungeschickt bewegte, schlug man mit dem Kopf gegen einen Sparren.

Der Hausverwalter hieß Bernhard Koller. Er trug einen grünen Lodenmantel, obwohl es Mai war, und roch nach Pfeifentabak. Er stieg die letzte Treppe vor mir hoch, blieb oben stehen und breitete die Arme aus, als müsse er sich dafür entschuldigen, dass der Raum existierte.

»Da haben Sie ihn«, sagte er.

Ich ging an ihm vorbei.

»Wie groß?«

»Kommt darauf an, was Sie als groß bezeichnen. Unter den Schrägen können Sie die Hälfte vergessen.«

»Nutzfläche.«

Er nannte eine Zahl.

Ich wiederholte sie leise.

»Und die Eigentümer?«

»Wollen Ruhe.«

»Das ist keine Antwort.«

Koller seufzte. »Die Eigentümer wollen den Dachboden loswerden. Weil er Geld kostet, wenn etwas kaputtgeht, und niemand etwas davon hat.«

Ich ging zu der kleinen Luke am Ende des Raums. Sie war so niedrig, dass ich mich bücken musste. Durch das schmutzige Glas sah ich über

die Dächer der Stadt. Kirchturm. Bergkette. Dazwischen ein heller Streifen Himmel.

Hinter mir sagte Koller: »Das will keiner.«

Ich drehte mich nicht um.

In meiner Heimatstadt waren Grundstücke knapp. Die Berge sahen auf Postkarten schön aus, aber sie bedeuteten, dass man nicht endlos nach außen bauen konnte. Alles, was unten teuer wurde, machte oben interessanter.

»Was kostet er?« fragte ich.

Koller lachte.

Ich drehte mich jetzt doch um. »Warum lachen Sie?«

»Weil Sie siebzehn sind.«

»Was kostet er?«

Er musterte mich länger. Vielleicht wollte er herausfinden, ob ich ihn verarschte. Ich trug Jeans, billige Turnschuhe und eine Jacke, die meine Mutter mir gekauft hatte. Es gab nichts an mir, das nach Käufer aussah.

»Hundertachtzigtausend Schilling«, sagte er schließlich.

Ich rechnete sofort um. Nicht in Geld, das ich hatte. In Geld, das ich brauchen würde.

Das war ein Unterschied, den ich früh verstand.

Menschen mit wenig Fantasie fragen: *Wie viel habe ich?*

Menschen mit Hunger fragen: *Wie viel fehlt mir?*

Auf dem Rückweg zur Schule kaufte ich an einem Kiosk ein kariertes Heft. In der letzten Reihe des Unterrichts schrieb ich Zahlen hinein. Kaufpreis. Ausbau. Fenster. Leitungen. Architekt. Reserve. Verkaufspreis.

Bei einigen Positionen hatte ich keine Ahnung, also erfand ich Zahlen. Ich wusste nicht, dass man so kein Projekt kalkuliert. Aber ich wusste bereits, dass man eine Idee zerstören kann, wenn man zu früh nur die Gründe notiert, warum sie nicht funktioniert.

Mein Vater fand das Heft am Abend auf dem Küchentisch.

»Was ist das?«

Er war ein Mann, der Briefe öffnete, sobald sie kamen, Rechnungen pünktlich bezahlte und für Dinge sparte, bevor er sie kaufte. Ich liebte

ihn. Und ich wusste schon damals, dass ich niemals so leben wollte wie er.

»Ein Projekt.«

»Du hast morgen Rechnungswesen.«

»Das ist Rechnungswesen.«

Er setzte sich mir gegenüber. »Peter, du bist noch nicht einmal mit der Schule fertig.«

»Genau deshalb muss ich anfangen.«

»Womit?«

»Mit Geldverdienen.«

Er sah mich an, als hätte ich etwas Unanständiges gesagt.

Meine Mutter stellte einen Topf auf den Tisch. »Vielleicht isst du zuerst.«

»Ich brauche einen Kredit«, sagte ich.

Mein Vater lachte nicht. Das machte es schlimmer.

»Nein.«

»Du weißt noch gar nicht, wie viel.«

»Du bekommst von mir keinen Kredit.«

»Ich will nicht dein Geld. Ich brauche nur jemanden, der—«

»Nein.«

Ich hasste dieses Wort schon damals.

Nein war für mich nie eine Antwort. Es war eine Position vor Beginn der Verhandlung.

Zwei Tage später saß ich bei einer kleinen Raiffeisenbank einem Mann gegenüber, dessen Schreibtisch größer war als mein Kinderzimmer. Er hieß Wegscheider und hatte mich nur empfangen, weil der Vater eines Schulfreundes ihn kannte.

Ich legte ihm drei handgezeichnete Grundrisse hin.

Er sah sie an, dann mich.

»Sie sind minderjährig.«

»Noch sieben Monate.«

»Das ist juristisch kein kleiner Unterschied.«

»Das Projekt wartet nicht sieben Monate.«

Wegscheider lehnte sich zurück. »Und wie viel Eigenkapital haben Sie?«

Ich sagte die Wahrheit.

Er hob die Augenbrauen.

»Also keines.«

»Doch. Die Idee.«

Zum ersten Mal lachte jemand in einer Bank über mich.

Später würde ich in Räumen sitzen, in denen Banken mir hunderte Millionen Euro anbieten sollten. Ich würde Männer in dunklen Anzügen sehen, die um Termine baten, statt mir welche zu geben. Aber ich vergaß dieses Lachen nie.

Vielleicht war es eines der Geräusche, die mich reich machten.

Ich brauchte drei Wochen, bis ich jemanden fand, der mich ernst genug nahm, um mich nicht sofort hinauszuerwerfen.

Er hieß Matthias Perner, war siebenundvierzig, betrieb zwei Elektrogeschäfte und besaß drei Mietshäuser. Kein großer Mann. Aber ein Mann mit Geld, und damals war das für mich groß genug.

Ich erwischte ihn nach einer Veranstaltung der Wirtschaftskammer. Ich hatte keinen Termin. Ich wartete neben der Garderobe.

»Herr Perner?«

Er blieb stehen.

»Peter Zocker. Zwei Minuten.«

»Wofür?«

»Damit ich Ihnen zeige, wie Sie aus zweihunderttausend Schilling dreihundert machen.«

Er sah mich an. Nicht freundlich, nicht unfreundlich. Interessiert.

»In zwei Minuten?«

»Wenn ich länger brauche, ist es keine gute Idee.«

Er lächelte.

Das war der Moment.

Nicht der Verkauf. Nicht der Umbau. Nicht die Schlüsselübergabe Monate später.

Der Moment, in dem er lächelte.

Zum ersten Mal hatte ich einen Menschen mit Geld dazu gebracht, meine Zukunft länger anzusehen als meine Gegenwart.

Wir standen zehn Minuten in der Garderobe. Ich zeichnete mit einem Kugelschreiber auf die Rückseite eines Veranstaltungsprogramms.

Perner stellte Fragen. Einige konnte ich beantworten. Bei anderen tat ich so, als hätte ich die Antwort nur gerade nicht im Kopf.

»Sie haben noch nie gebaut«, sagte er am Ende.

»Deshalb bin ich billig.«

Er lachte wieder.

Eine Woche später fuhr er mit mir zum Dachboden.

Koller, der Hausverwalter, sah erst Perner, dann mich.

Sein Blick veränderte sich.

Ich lernte an diesem Tag meine zweite große Lektion über Geld: Es macht Ideen nicht besser. Aber es verändert, wie aufmerksam Menschen zuhören.

Perner investierte. Nicht viel nach seinen Maßstäben, alles nach meinen.

Der Umbau dauerte länger und kostete mehr, als ich kalkuliert hatte. Der Zimmermann fluchte über die Balken. Der Installateur fand Leitungen, die auf keinem Plan standen. Die Baubehörde verlangte eine zusätzliche Brandschutzlösung. Ich schlief schlecht und log zu Hause darüber, wie gut alles lief.

Dann kam der Tag, an dem die Folien von den neuen Fenstern gezogen wurden.

Licht fiel in den Raum.

Wo vorher Staub gelegen hatte, glänzte Parkett. Die alten Balken waren gereinigt und sichtbar geblieben. Die Schräge, die Koller als verlorene Fläche bezeichnet hatte, machte die Wohnung plötzlich besonders.

Ich stand allein dort, bevor der erste Interessent kam.

Ich erinnere mich an den Geruch von Holz und frischer Farbe.

Und an ein Gefühl, das ich damals für Stolz hielt.

Heute kenne ich seinen richtigen Namen.

Kontrolle.

Jemand hatte gesagt: Das will keiner.

Ich hatte beschlossen, dass er sich irrte.

Zwei Wochen später war die Wohnung verkauft.

Perner bekam sein Geld zurück, plus Gewinn. Ich bekam weniger, als ich erhofft hatte, aber mehr, als ich jemals besessen hatte.

Mein Vater betrachtete den Kontoauszug lange.

»Du hattest Glück«, sagte er.

Ich nickte.

Aber innerlich widersprach ich ihm.

Erfolg ist ein schlechter Lehrer. Er erklärt dir nicht, warum etwas funktioniert hat. Er flüstert dir nur etwas viel Gefährlicheres zu:

Du hattest recht.

Ich hörte sehr genau hin.

Kapitel 2 – Der Mann mit dem grauen Anzug

In den folgenden zwei Jahren verwandelte ich mich in jemanden, den meine Lehrer nicht mehr verstanden und meine Freunde nicht mehr erreichten.

Während sie über Abschlussprüfungen, Bundesheer und erste Urlaube sprachen, sammelte ich Grundbuchauszüge. Ich lernte, welche Makler verschwiegen, wenn ein Eigentümer dringend verkaufen musste. Ich lernte, dass Baukosten eine Zahl waren, über die Handwerker anders sprachen als Banken. Und ich lernte, dass jedes Gebäude mindestens drei Preise hatte: den Preis, den der Verkäufer verlangte, den Preis, den die Bank akzeptierte, und den Preis, den ein Käufer eines Tages für möglich halten würde.

Der dritte war der wichtigste.

Ich saß kaum noch in der Schule. Wenn ich doch kam, roch meine Jacke manchmal nach Baustelle. Meine Deutschlehrerin hielt mich nach einer Stunde zurück.

»Sie sind klug, Peter.«

»Danke.«

»Das war keine Gratulation.«

Ich schaute auf die Uhr.

Sie bemerkte es.

»Sie glauben, Sie hätten keine Zeit für Schule.«

»Ich habe um elf einen Termin.«

»Siebzehnjährige haben keine Termine.«

»Dann bin ich wohl schlecht organisiert.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie werden irgendwann merken, dass man nicht alles überspringen kann.«

Ich antwortete nicht. Ich hatte einen Termin.

Mit neunzehn war ich endgültig draußen.

Kein Abschluss. Keine Universität. Keine Ausbildung, mit der ich mich hätte bewerben können, falls alles schiefging.

Vielleicht war genau das mein Vorteil.

Wer keinen Rückweg hat, geht entschlossener nach vorn.

Meine Firma bestand damals aus einem kleinen Büro über einem Optiker. Zwei Zimmer, ein Kopierer, der ständig Papier fraß, und eine Assistentin namens Helga, die doppelt so alt war wie ich und mich in den ersten Wochen konsequent »Bub« nannte.

»Bub, da ist die Bank.«

»Sag ihnen, ich bin in einer Besprechung.«

»Du bist allein.«

»Dann ist es eine vertrauliche Besprechung.«

Helga verdrehte die Augen, tat aber, was ich sagte.

Ich wollte größer wirken, bevor ich größer war.

Das ist im Geschäftsleben keine seltene Strategie. Man nennt es nur anders. Positionierung. Erwartungsmanagement. Markenbildung.

In Wahrheit tat ich oft so, als hätte ich Geld, das ich noch nicht hatte, Termine, die nicht existierten, und Alternativen, die erfunden waren.

Nicht, um Menschen zu betrügen. Ich wollte sie dazu bringen, mich so zu behandeln, wie ich überzeugt war, bald behandelt zu werden.

Der Mann mit dem grauen Anzug trat an einem Donnerstag in mein Büro.

Er hieß Viktor Auer.

Ich kannte seinen Namen. Jeder kannte ihn, der in Tirol mit Immobilien oder Handel zu tun hatte. Auer hatte sein Vermögen nicht mit Immobilien gemacht, sondern mit Tankstellen, Logistik und dem Verkauf einer Beteiligung an einen internationalen Konzern. Es hieß, er habe danach mehr Geld auf dem Konto gehabt, als er ausgeben konnte,

und das mache einen Mann gefährlich oder langweilig. Bei Auer war ich mir nicht sicher, was zutraf.

Er trug einen grauen Anzug, eine dunkelblaue Krawatte und Schuhe, die nicht glänzten, weil sie neu waren, sondern weil jemand dafür bezahlt wurde, sie glänzend zu halten.

Helga steckte den Kopf durch die Tür.

»Peter?«

Ihre Stimme war plötzlich ernst.

Ich stand auf.

Auer kam ohne Lächeln herein.

»Sie sind Zocker.«

Es war keine Frage.

»Peter Zocker.«

»Der mit den Dachböden.«

»Unter anderem.«

Er sah sich um. Kopierer. Zwei gebrauchte Stühle. Ein Bild von New York an der Wand, das ich aus einem Kalender gerahmt hatte.

»Was ist das andere?«

»Was?«

»Unter anderem.«

Ich lächelte. »Das kommt noch.«

Auer setzte sich, ohne dass ich ihn darum bat.

»Gut«, sagte er. »Dann erzählen Sie mir, was kommt.«

Ich wusste nicht, warum er da war. Später erfuhr ich, dass Perner bei einem Abendessen über mich gesprochen hatte. Angeblich hatte er gesagt: *Der Bub hört nicht zu, aber er sieht Dinge.*

Damals kannte ich nur die Gelegenheit.

Ich holte eine Mappe aus dem Schrank.

»Innenstadt«, sagte ich. »Altes Geschäftshaus.

Eigentümergeinschaft zerstritten. Zwei Erben wollen verkaufen, einer blockiert. Im Erdgeschoss läuft ein Mietvertrag aus. Darüber Büros, schlechte Flächeneffizienz. Dach ungenutzt.«

Auer blätterte nicht.

Er sah mich an.

»Und?«

»Wenn man alle Anteile bekommt, entmietet, neu strukturiert und die oberen Geschosse aufwertet, verdoppelt sich der Wert.«

»Wenn.«

»Ja.«

»Sie haben die Anteile nicht.«

»Noch nicht.«

»Der dritte Erbe will nicht verkaufen.«

»Noch nicht.«

Auer zog zum ersten Mal einen Mundwinkel hoch.

»Sie mögen dieses Wort.«

»Welches?«

»Noch.«

Ich lehnte mich vor. »Es ist das beste Wort im Geschäftsleben.«

Er nahm die Mappe.

Drei Tage später saßen wir in seinem Büro. Es lag im obersten Stock eines Gebäudes am Stadtrand. Die Möbel waren unspektakulär, aber das Fenster ging über die ganze Wand.

Auer stand davor und sah hinaus.

»Wie viel brauchen Sie?«

Ich nannte eine Summe.

Er drehte sich um.

»Sie wissen, dass das fünfmal so viel ist wie alles, was Sie bisher gemacht haben.«

»Deshalb brauche ich Sie.«

»Und warum brauche ich Sie?«

Ich hatte mir diese Frage vorbereitet.

»Weil Ihre Leute Ihnen erklären werden, warum es nicht geht.«

Er schwieg.

»Und ich erkläre Ihnen, warum es geht.«

Auer lachte nicht. Er ging zum Tisch und setzte sich.

»Sie verwechseln Mut mit fehlender Erfahrung.«

»Möglich.«

»Das kann teuer werden.«

»Für wen?«

Jetzt lachte er.

Aus dem einen Geschäft wurden zwei. Aus zwei wurden fünf.

Auer brachte nicht nur Kapital. Er brachte etwas Wertvolleres: Glaubwürdigkeit. Wenn sein Name in einem Gespräch fiel, stellten Banken weniger Fragen. Wenn er neben mir saß, wurde aus dem jungen Mann ohne Abschluss ein Unternehmer mit einem starken Investor.

Er lehrte mich Dinge, die in keinem Lehrbuch standen.

»Eine Bank will nie die Wahrheit«, sagte er einmal bei einem Mittagessen.

Ich sah ihn überrascht an.

»Sie will eine Wahrheit, die in ihr Risikomodell passt. Das ist nicht dasselbe.«

»Und Investoren?«

»Investoren wollen eine Geschichte, in der sie klüger sind als die anderen.«

»Und Verkäufer?«

»Die wollen am Ende nur glauben, sie hätten zu spät, aber nicht zu billig verkauft.«

Ich schrieb nichts davon auf. Ich merkte es mir.

Jahre später würde ich mich fragen, ob Viktor Auer mein erster großer Förderer war oder der erste Mann, der mir half, meine gefährlichste Eigenschaft zu vergrößern.

Damals stellte sich diese Frage nicht.

Ich hatte Geld.

Ich hatte Projekte.

Und zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass die Stadt zu klein für mich wurde.

Kapitel 3 – Wien

Meine erste große Niederlage in Wien dauerte dreiundzwanzig Minuten.

Ich war zweiundzwanzig und überzeugt, dass ich bereits wusste, wie Menschen funktionierten. Dann saß ich in einem Konferenzraum am Schottenring und lernte, dass Arroganz in jeder Stadt einen anderen Dialekt hat.

Der Mann mir gegenüber hieß Dr. Ferdinand Rehberg. Er vertrat eine Familie, der ein halber Häuserblock gehörte, und sah meine Präsentation an, als hätte ich ihm versehentlich die Speisekarte eines Schnellrestaurants vorgelegt.

»Sie sind aus Innsbruck?« fragte er.

»Ja.«

»Und was genau qualifiziert Sie für ein Projekt dieser Größenordnung?«

Ich zeigte auf die Folie hinter mir. »Die Rendite.«

»Die Rendite ist eine Annahme.«

»Jede Zukunft ist eine Annahme.«

Er nahm seine Brille ab.

»Herr Zocker, wissen Sie, wie viele junge Männer mit großen Plänen mir im Jahr gegenüberstehen?«

»Nein.«

»Viele.«

»Dann sollten Sie froh sein, dass heute einer mit einem guten Plan dabei ist.«

Der Anwalt neben ihm hustete. Vielleicht, um ein Lachen zu verstecken.

Rehberg nicht.

Dreiundzwanzig Minuten nach Beginn des Termins stand ich wieder auf der Straße.

Es regnete.

Ich ging zu Fuß zum Hotel, obwohl ich ein Taxi hätte nehmen können. Nicht, weil ich Geld sparen wollte. Ich musste wütend sein, und Wut brauchte Bewegung.

Wien war größer als Innsbruck, aber es war nicht die Größe, die mich reizte. Es war die Dichte von Macht. Ministerien, Banken, alte Familien, internationale Kanzleien, Botschaften, Versicherungen, Stiftungen. Menschen, die nicht reich aussehen mussten, weil jeder wusste, dass sie es waren.

In Innsbruck konnte ich Räume überraschen.

In Wien kannte mich niemand.

Das gefiel mir nach dem ersten Schock besser, als ich erwartet hatte.

Wenn dich niemand kennt, kannst du dich neu erfinden.

Ich blieb eine Woche.

Aus einem gescheiterten Termin machte ich zwölf neue. Ich rief Makler an. Ich ging zu Empfängen, für die ich keine Einladung hatte, und lernte, dass ein dunkler Anzug und ein selbstverständlicher Schritt mehr Türen öffneten als ein Stück Papier. Ich hörte zu, wenn Menschen über Gebäude sprachen, und merkte mir, wer verkaufen musste, aber noch nicht verkaufen wollte.

Am vierten Abend lernte ich Clara Stern kennen.

Sie war dreißig, arbeitete für eine internationale Wirtschaftskanzlei und hatte die Art von Ruhe, die Menschen besitzen, die wissen, dass sie nicht beeindrucken müssen.

Wir standen an einer Bar im Palais Ferstel. Ich hatte mich in ein Gespräch über ein Objekt am Graben eingemischt.

»Sie reden viel«, sagte sie später.

»Berufsbedingt.«

»Was ist Ihr Beruf?«

»Ich kaufe Dinge, die andere unterschätzen.«

Sie sah auf mein Namensschild. »Peter Zocker. Noch nie gehört.«

»Das ändert sich.«

»Das sagen Männer in Ihrem Alter oft.«

»Und Frauen in Ihrem?«

Sie lächelte. »Wir warten, bis es stimmt.«

Clara wurde keine große Liebe. Das wäre die bessere Geschichte, aber sie wäre gelogen. Sie wurde wichtiger: meine erste Übersetzerin für eine Welt, die ich erobern wollte.

Sie erklärte mir, wie Wiener Netzwerke funktionierten. Nicht als Verschwörung, sondern als Gewohnheit. Wer mit wem studiert hatte. Wer im selben Aufsichtsrat saß. Welche Familien sich seit Jahrzehnten kannten. Welche Banker auf dieselben Jagden gingen. Wer in welchem Restaurant an welchem Tisch saß.

»Du denkst immer, alles sei ein Deal«, sagte sie einmal.

»Ist es doch.«

»Nein. Manchmal ist ein Mittagessen nur ein Mittagessen.«

»Dann ist es Zeitverschwendung.«

Sie sah mich lange an. »Das wirst du irgendwann bereuen.«

In dieser Phase begann ich, Namen zu sammeln wie andere Menschen Kunst.

Ein ehemaliger Minister hier. Ein Bankvorstand dort. Ein Unternehmer, dessen Familie seit drei Generationen im Industriellenverband saß. Ich wollte nichts Illegales von ihnen. Ich wollte Nähe. Nähe war eine Währung, deren Wert schwerer zu messen war als Geld, aber oft schneller wirkte.

Wenn ein Banker wusste, dass du am Vorabend mit seinem Aufsichtsratsvorsitzenden gegessen hattest, veränderte sich der Ton im Gespräch.

Wenn ein Verkäufer deinen Namen aus zwei verschiedenen Richtungen hörte, wirkte deine Firma größer.

Wenn ein Politiker bei einer Eröffnung neben dir stand, sah das Foto nach Stabilität aus.

Ich lernte das schnell.

Und ich lernte noch etwas: Erfolg entsteht nicht nur dadurch, dass du Dinge besitzt. Erfolg entsteht auch dadurch, dass Menschen glauben, andere wichtige Menschen hielten dich für wichtig.

Das war die Architektur hinter der Architektur.

Mein erster Wiener Deal war am Ende nicht der Häuserblock am Schottenring. Rehberg verkaufte nie an mich.

Es war ein kleineres Objekt in der Nähe des Stephansdoms, ein Geschäftshaus mit komplizierten Mietverträgen. Auer stellte Kapital. Eine Bank finanzierte den Rest. Clara empfahl mir einen Anwalt, der wusste, welche Fragen man zuerst klären musste und welche man besser zuletzt stellte.

Als wir beim Notar saßen, schaute ich auf meine Unterschrift.

Sie wirkte plötzlich erwachsener als ich.

Nach dem Termin ging ich allein durch die Innenstadt. Es war Winter. Die Lichter hingen über den Straßen, Touristen standen vor den Schaufenstern, und irgendwo spielte ein Straßenmusiker Geige.

Ich blieb vor einem Gebäude stehen, das mir nicht gehörte.

Noch nicht.

Dieses Wort wieder.

Ich sah nach oben zu den beleuchteten Fenstern und spürte dasselbe Kribbeln wie auf dem Dachboden Jahre zuvor.

Nur war der Einsatz jetzt größer.

Und ich begann zu verstehen, dass ich genau das brauchte.

Nicht Geld.

Einsatz.

Je mehr auf dem Spiel stand, desto lebendiger fühlte ich mich.

Kapitel 4 – Der Preis des Eintritts

Man glaubt, Reichtum beginne auf dem Konto.

Das stimmt nicht.

Reichtum beginnt in dem Moment, in dem andere Menschen ihre Regeln für dich ändern.

Bei mir geschah das schleichend.

Zuerst riefen Makler zurück, die mich früher warten ließen. Dann bekam ich Restauranttische, obwohl angeblich alles ausgebucht war. Banker boten mir Termine am Abend an. Ein Hotelmanager merkte sich meinen Namen. Ein Autohaus gab mir einen Wagen übers Wochenende, ohne dass ich danach gefragt hatte.

Nichts davon machte mich wirklich reich.

Aber alles sagte mir, dass ich auf dem Weg war.

Mit vierundzwanzig beschäftigte meine Firma zwölf Menschen. Mit fünfundzwanzig waren es mehr als zwanzig. Ich zog in ein neues Büro mit Naturstein im Eingangsbereich und einer Empfangsdame, deren Aufgabe unter anderem darin bestand, Besucher warten zu lassen.

Ich hatte begriffen, dass Warten Hierarchien erzeugt.

»Herr Zocker kommt gleich«, sagte sie, während ich hinter einer Glaswand bereits sehen konnte, wer gekommen war.

Manchmal ließ ich jemanden fünf Minuten länger sitzen, als nötig gewesen wäre.

Ich schäme mich nicht dafür.

Oder doch.

Im Gefängnis lernt man, dass Scham selten dort sitzt, wo man sie erwartet.

Ich schäme mich nicht für das Wartenlassen. Ich schäme mich dafür, wie sehr ich es genoss.

Viktor Auer beobachtete meinen Aufstieg mit einer Mischung aus Stolz und Sorge.

»Du wirst laut«, sagte er eines Abends.

Wir saßen in einem kleinen italienischen Restaurant, das noch keine Wirtschaftsmagazine kannte. Auer bestellte immer dasselbe: Kalbsleber, ein Glas Rotwein, Espresso.

»Ist das schlecht?« fragte ich.

»Es wird teuer.«

»Wer nicht sichtbar ist, bekommt die großen Objekte nicht.«

»Wer zu sichtbar ist, bekommt irgendwann die falsche Aufmerksamkeit.«

Ich winkte ab.

Damals beschäftigte mich ein Projekt, das größer war als alles zuvor: ein altes innerstädtisches Kaufhaus in meiner Heimatstadt. Ein Klotz aus einer anderen Zeit, wirtschaftlich müde, architektonisch vernachlässigt, aber in einer Lage, die man nicht herstellen konnte.

Ich wollte es nicht renovieren.

Ich wollte es neu erfinden.

Für die Architektur gewann ich einen international bekannten Planer, dessen Name allein genügte, damit Kulturjournalisten plötzlich über ein Immobilienprojekt schrieben. Die Fassade sollte geöffnet werden, Licht ins Innere, hochwertige Marken, Gastronomie, Büros. Kein Kaufhaus, sagte ich. Ein urbaner Treffpunkt.

Die Bank nannte das Projekt ambitioniert.

Ich wusste inzwischen, dass das Bankerdeutsch für *wir haben Angst, aber wir wollen die Gebühren* war.

Die Baukosten stiegen. Natürlich taten sie das. Baukosten steigen immer dann besonders schnell, wenn ein Unternehmer öffentlich erklärt hat, ein Projekt werde pünktlich und im Budget fertig.

Eines Nachmittags kam mein Finanzchef, Markus Thal, in mein Büro und schloss die Tür.

Markus war einer der wenigen Menschen, die nie so taten, als seien schlechte Nachrichten nur vorübergehend schlecht.

»Uns fehlen zwölf Millionen.«

Ich sah nicht von meinem Bildschirm auf. »Wann?«

»In acht Wochen.«

»Dann fehlen sie uns noch nicht.«

»Peter.«

Jetzt sah ich ihn an.

»Was?«

»Das ist kein rhetorisches Problem.«

»Jedes Finanzierungsproblem ist ein rhetorisches Problem, bis jemand Nein sagt.«

»Zwei Banken haben schon Nein gesagt.«

»Dann reden wir mit der dritten.«

Markus legte eine Mappe auf den Tisch. »Die dritte will zusätzliche Sicherheiten.«

»Welche?«

Er nannte zwei Objekte.

Ich stand auf und ging zum Fenster.

Unter mir schoben sich Autos durch die Straße. Menschen gingen mit Einkaufstaschen über den Gehsteig. Die Stadt sah ruhig aus. Ich empfand Ruhe damals als Provokation.

»Mach es«, sagte ich.

»Wenn das Projekt kippt, hängen die anderen beiden mit drin.«

»Es kippt nicht.«

»Das ist keine Analyse.«

Ich drehte mich um. »Nein. Das ist eine Entscheidung.«

Markus schwieg.

Vielleicht war das der erste Moment, in dem ich die Grenze überschritt, die später niemand mehr finden konnte. Nicht eine juristische Grenze. Etwas anderes.

Die Grenze zwischen Zuversicht und Gewissheit.

Zwischen ich glaube, dass es funktioniert und es muss funktionieren, weil ich es entschieden habe.

Das Projekt wurde fertig.

Es wurde gefeiert.

Zeitungen schrieben über die Wiedergeburt der Innenstadt. Politiker durchschnitten Bänder. Menschen machten Fotos von der neuen Fassade. Die Mieten lagen höher als in unseren konservativen Berechnungen. Der Wert des Gebäudes stieg.

Markus erwähnte die zwölf Millionen nie wieder.

Und genau das war das Problem.

Wenn eine riskante Entscheidung funktioniert, wird sie selten als Warnung gespeichert.

Sie wird zur Methode.

Am Abend der Eröffnung stand ich auf einer Galerie über der Eingangshalle. Unter mir bewegten sich Hunderte Gäste. Kellner trugen Gläser. Kameras blitzten. Auer kam neben mich.

»Schön geworden«, sagte er.

Ich nickte.

»Und?« fragte er.

»Was und?«

»Bist du zufrieden?«

Ich sah hinunter.

Zufrieden.

Ein seltsames Wort.

Ich hatte das Gebäude bekommen. Ich hatte die Finanzierung geschlossen. Die Presse war gut. Der Wert war gestiegen.

Und trotzdem dachte ich bereits an Wien.

An einen Block, größer als dieser.

An eine Bankimmobilie, von der ich gehört hatte, dass sie auf den Markt kommen könnte.

An die nächste Tür.

»Ja«, sagte ich zu Auer.

Es war gelogen.

Nicht weil ich unglücklich war.

Sondern weil Zufriedenheit für mich immer bedeutete, dass man aufhört.

Und aufhören war das Einzige, wovor ich wirklich Angst hatte.

Kapitel 5 – Sechzehn Häuser

Der Deal, der mich bekannt machte, begann mit einem Gerücht in einem Aufzug.

Ich stand mit Clara Stern im fünften Stock eines Wiener Bürohauses, als zwei Männer einstiegen. Einer arbeitete für eine Bank, der andere für eine Beratungsgesellschaft. Sie kannten mich nicht. Damals war das noch möglich.

»Das Portfolio muss dieses Jahr raus«, sagte der Banker.

Der andere murmelte etwas von sechzehn Objekten.

Dann bemerkten sie Clara, wechselten das Thema und sprachen über Skiurlaub.

Ich sagte bis ins Erdgeschoss kein Wort.

Draußen blieb ich stehen.

»Welche Bank?«

Clara zog ihren Mantel zu. »Peter.«

»Welche?«

»Du hast gerade gelauscht.«

»Nein. Ich war anwesend.«

»Das ist die Definition von Lauschen, wenn das Gespräch nicht für dich bestimmt ist.«

»Sechzehn Objekte.«

Sie sah mich an. »Du weißt nicht einmal, ob sie über Immobilien gesprochen haben.«

»Doch.«

»Woher?«

»Weil er Portfolio gesagt hat wie ein Mann, der froh wäre, wenn es nicht mehr seines wäre.«

Clara lachte. »Du bist unmöglich.«

»Welche Bank?«

Sie sagte es mir nicht.

Ich fand es am nächsten Vormittag heraus.

Eine große österreichische Bank musste sich von einem Paket eigener Immobilien trennen. Filialgebäude, Büros, Innenstadtlagen. Nicht alles

war schön, aber Schönheit war in dieser Größenordnung ohnehin eine Nebenfrage. Entscheidend war, dass die Gebäude in Städten lagen, in denen Grund und Boden nicht nachproduziert werden konnte.

Das Paket war viel zu groß für uns.

Das war der Grund, warum ich es wollte.

Markus Thal kam mit der ersten Kalkulation in mein Büro und legte sie auf den Tisch, als trüge er eine Leiche.

»Nein.«

»Du hast noch gar nichts gesagt.«

»Ich sage es jetzt.«

»Wir können es finanzieren.«

»Wir können alles finanzieren, wenn wir genug Dinge verpfänden.

Das ist keine Kunst.«

»Die Bank will verkaufen.«

»Das macht es nicht billig.«

»Doch. Nur nicht auf den ersten Blick.«

Ich ging zum Whiteboard. Damals liebte ich Whiteboards. Sie gaben komplizierten Problemen das Aussehen, als ließen sie sich mit drei Pfeilen lösen.

»Sechzehn Häuser. Nicht einzeln denken.«

Markus verschränkte die Arme.

»Die guten Lagen tragen die schwachen. Wir strukturieren. Einige verkaufen wir weiter. Einige entwickeln wir. Einige bleiben als Cashflow. Wir holen einen Co-Investor rein.«

»Welchen?«

»Noch keinen.«

»Natürlich.«

Ich zeichnete Kästen.

»Und die Bank finanziert einen Teil ihres eigenen Verkaufs.«

Markus lachte einmal trocken. »Warum sollte sie das tun?«

»Weil sie das Portfolio loswerden will.«

»Und wenn sie nein sagt?«

»Dann ist der Preis falsch.«

Er schüttelte den Kopf. »Du verhandelst mit der Welt, als hätte sie immer eine Schmerzgrenze.«

»Hat sie.«

»Menschen vielleicht. Bilanzen nicht.«

»Bilanzen werden von Menschen unterschrieben.«

Das war die Art von Satz, die damals klug klang.

Ich verbrachte die nächsten Wochen in Besprechungsräumen.

Morgens Bank. Mittags Investoren. Abends Anwälte. Dazwischen telefonierte ich im Auto. Ich schlief mit dem Handy auf dem Brustkorb ein und wachte auf, wenn es vibrierte.

Viktor Auer stellte einen Teil des Eigenkapitals. Zwei weitere Investoren kamen über ihn. Einer war ein Industrieller, der mich bei unserem ersten Treffen zwanzig Minuten lang über meine Schulbildung ausfragte.

»Keine Matura?«

»Nein.«

»Kein Studium?«

»Nein.«

»Und ich soll Ihnen zweistellige Millionenbeträge geben?«

»Nicht mir. Dem Projekt.«

»Sie sind das Projekt.«

Ich lächelte. »Dann sollten Sie froh sein, dass ich nicht promoviert habe. Dokortitel sind teuer.«

Er investierte.

Der Deal wurde größer, je näher wir ihm kamen. Due-Diligence-Berichte. Altlasten. Mietverträge. Dienstbarkeiten. Steuerfragen. Ein Gebäude hatte einen Keller, dessen Eigentumsgrenze niemand sauber erklären konnte. Ein anderes besaß eine Fassade, die unter Denkmalschutz stand und aussah, als würde sie beim nächsten Winter von selbst kündigen.

Ich liebte es.

Chaos machte andere langsam.

Mich machte es wach.

Die entscheidende Verhandlung dauerte vierzehn Stunden.

Wir saßen in einem Konferenzraum mit Blick auf den Ring. Auf dem Tisch standen leere Kaffeetassen, Wasserflaschen und drei Fassungen

des Kaufvertrags. Die Banker wirkten irgendwann nicht mehr wie Banker, sondern wie Menschen, die nach Hause wollten.

Gegen zwei Uhr nachts stand der Finanzvorstand auf.

»Herr Zocker, wir sind an einem Punkt, an dem wir nicht weiterkommen.«

»Dann gehen wir zurück.«

»Wie bitte?«

»Zum Preis.«

Er lachte erschöpft. »Wir verhandeln seit Mittag über Sicherheiten, nicht über den Preis.«

»Genau deshalb gehen wir zurück zum Preis.«

Clara, die auf unserer Seite saß, trat mir unter dem Tisch gegen das Schienbein.

Ich ignorierte sie.

Der Finanzvorstand sah mich lange an.

»Sie sind entweder sehr mutig oder sehr jung.«

»Heute Nacht kann ich beides sein.«

Um drei Uhr zwölf hatten wir einen Deal.

Als ich das Gebäude verließ, war Wien fast leer. Die Straßen glänzten vom Regen. Ein Lieferwagen stand vor einer Bäckerei. Zwei Männer luden Kisten aus, während ich auf dem Gehsteig stand und eine Transaktion im Kopf wiederholte, die mein Unternehmen in eine andere Liga katapultierte.

Am nächsten Tag rief ein Journalist an.

Dann noch einer.

Dann eine Wirtschaftszeitung.

Mein Name erschien zum ersten Mal groß in einer Überschrift.

Ich kaufte zehn Exemplare.

Nicht für mich, erzählte ich später.

Für das Archiv.

Das war gelogen.

Ich legte eine Zeitung zu Hause auf den Küchentisch meines Vaters.

Er las den Artikel langsam.

»Sechzehn Häuser«, sagte er.

»Ja.«

»Und gehören die jetzt dir?«

Ich zögerte.

Die korrekte Antwort wäre kompliziert gewesen. Gesellschaften. Investoren. Banken. Sicherheiten. Beteiligungsquoten.

»Uns«, sagte ich.

Mein Vater strich mit dem Finger über die Zeitung.

»Wie viel schuldest du dafür?«

Ich spürte, wie mich die Frage ärgerte.

Nicht weil sie unberechtigt war.

Weil sie die falsche Seite der Gleichung ansah.

»Warum interessiert dich nie, was es wert ist?«

Er blickte auf.

»Weil man Schulden zurückzahlen muss. Werte muss man erst verkaufen.«

Ich nahm die Zeitung wieder an mich.

Damals hielt ich das für die Vorsicht eines kleinen Lebens.

Heute weiß ich, dass mein Vater in einem Satz mehr über meine Zukunft gesagt hatte als manche Berater in tausend Seiten Präsentation.

Kapitel 6 – Namen am Tisch

Nach dem Bankportfolio veränderte sich die Geschwindigkeit.

Es gab kein Dazwischen mehr. Keine Monate, in denen wir nur entwickelten und abwarteten. Jeder Erfolg erzeugte sofort eine neue Erwartung. Banken fragten nach dem nächsten Projekt, Investoren nach der nächsten Rendite, Journalisten nach dem nächsten Coup.

Und ich wollte allen antworten.

Die Firma zog nach Wien. Mein Büro lag jetzt in einem Palais, dessen Decken höher waren als die gesamte Wohnung meiner Eltern. An der Wand hing Kunst. Nicht viel. Ein großformatiges Bild mit einem roten Strich, das ich gekauft hatte, weil mir ein Galerist erklärt hatte, der Künstler werde in zehn Jahren doppelt so viel wert sein.

Es war die erste Kunst, die ich nach demselben Prinzip kaufte wie Immobilien.

Clara sah das Bild an und sagte: »Du magst es nicht.«

»Doch.«

»Was magst du daran?«

Ich schwieg zu lange.

Sie lachte.

»Du magst den Preis.«

Vielleicht hatte sie recht.

Mit dem größeren Büro kamen größere Namen.

Ein ehemaliger Minister saß plötzlich in einem Beirat. Ein früherer Bankchef beriet uns bei Finanzierungen. Ein bekannter Unternehmer investierte über eine Familiengesellschaft. Ein anderer brachte einen Freund mit, dessen Familie wiederum Zugang zu einem internationalen Fonds hatte.

Ich begriff, dass Netzwerke nicht aus Linien bestehen, sondern aus Vertrauen, das sich übertragen lässt.

Wenn Viktor Auer sagte: »Der Junge ist verrückt, aber er liefert«, musste ich bei einem neuen Investor nicht mehr bei null anfangen.

Wenn ein ehemaliger Minister bei einem Abendessen sagte: »Peter hat einen Blick für Lagen«, bekam der Satz ein Gewicht, das keine Präsentation ersetzen konnte.

Ich zahlte dafür.

Nicht illegal. Nicht in Umschlägen. In Honoraren, Beiratsvergütungen, Einladungen, Aufmerksamkeit.

Vor allem aber zahlte ich mit Nähe.

Nähe verpflichtet.

Das merkte ich später.

Damals genoss ich sie.

Es gab einen Abend im Park Hyatt, kurz nach der Eröffnung eines unserer Wiener Prestigeprojekte, an den ich oft zurückdenke.

Im privaten Speisesaal saßen zwölf Menschen. Zwei Unternehmer. Ein Banker. Ein früherer Politiker. Eine Verlegerin. Ein Anwalt. Ein Kunstsammler. Zwei Investoren aus Deutschland. Clara. Viktor Auer. Und ich.

Silberbesteck. Weißes Tischtuch. Ein Sommelier, der über einen Burgunder sprach, als beschreibe er eine große Liebe.

Der frühere Politiker erzählte eine Anekdote aus Brüssel. Alle lachten. Einer der Investoren sprach über ein Kaufhaus in Deutschland, dessen Eigentümer unter Druck stand.

Ich hörte plötzlich genauer hin.

»Innenstadt?« fragte ich.

»Beste Lage.«

»Immobilie und operatives Geschäft zusammen?«

Er zuckte die Schultern. »Kompliziert.«

»Kompliziert ist gut.«

Clara legte die Gabel hin.

»Für dich ist alles gut, was andere abschreckt.«

»Weil Angst Rabatt erzeugt.«

Der Banker lachte.

Auer nicht.

Nach dem Essen standen wir auf der Terrasse. Die Stadt lag warm unter uns. Glocken schlugen elf.

»Du musst nicht jedes Gerücht kaufen«, sagte Auer.

»Es ist kein Gerücht. Es ist ein Signal.«

»Peter.«

»Was?«

»Du hast inzwischen genug.«

Ich lehnte mich an das Geländer. »Genug wovon?«

»Von allem.«

»Das ist keine Zahl.«

Auer atmete hörbar aus.

»Genau das meine ich.«

Er war inzwischen über sechzig. Ich sah zum ersten Mal Müdigkeit in seinem Gesicht.

»Du hast mich groß gemacht«, sagte ich.

»Nein. Ich habe dir Geld gegeben. Groß gemacht hast du dich selbst.«

»Dann vertrau mir.«

»Ich vertraue dir. Ich vertraue nur nicht mehr deinem Hunger.«

Ich lachte. »Der hat uns reich gemacht.«

»Hunger ist gut, wenn du nichts hast. Wenn du satt bist und weiterfrisst, ist es etwas anderes.«

Ich mochte das Bild nicht.

Vielleicht, weil es stimmte.

In diesen Jahren lernte ich Elena kennen.

Nicht auf einem roten Teppich, sondern in einem Aufzug. Sie war Architektin und arbeitete für ein Büro, das an einem unserer Projekte beteiligt war. Als ich einstieg, telefonierte sie und sagte gerade: »Nein, der Bauherr will wieder alles gleichzeitig. Das geht physikalisch nicht.«

Sie drehte sich um und sah mich.

Ich hob eine Augenbraue.

Sie beendete das Gespräch.

»Sie sind der Bauherr?«

»Welcher?«

»Der, der die Physik nicht akzeptiert.«

»Kommst auf die Physik an.«

Sie lachte nicht.

Das gefiel mir.

Elena war anders als die Menschen, mit denen ich arbeitete. Sie hatte keinen Nutzen für mich und wollte keinen von mir. Sie interessierte sich nicht für meine Kontakte. Sie fragte nicht nach Zahlen. Beim ersten Essen sprach sie über ein Haus in Portugal, das sie als Studentin gesehen hatte und dessen Licht sie nie vergessen konnte.

Ich hörte zu.

Das war ungewöhnlich genug, dass ich es bemerkte.

»Und du?« fragte sie irgendwann.

»Was ich nie vergessen kann?«

»Ja.«

Ich dachte an den Dachboden.

»Den ersten Raum, den ich verändert habe.«

»Warum?«

»Weil danach jemand mehr dafür bezahlt hat.«

Elena legte den Kopf schief. »Das ist eine traurige Antwort.«

»Es ist eine ehrliche.«

»Noch trauriger.«

Wir wurden ein Paar.

Nicht sofort. Nichts in meinem Leben geschah damals sofort, außer Entscheidungen. Beziehungen waren komplizierter.

Elena zog später zu mir, zuerst halb, dann ganz. Sie brachte Bücher in meine Wohnung, Pflanzen und die schlechte Angewohnheit, mein Telefon umzudrehen, wenn es beim Essen vibrierte.

»Es kann wichtig sein.«

»Wenn jemand stirbt, rufen sie noch einmal an.«

»Und wenn ein Deal stirbt?«

»Dann war er vielleicht krank.«

Sie konnte mich zum Lachen bringen.

Für eine Weile dachte ich, das sei genug, um ein normales Leben zu führen.

Aber Normalität war etwas, das ich immer nur in Pausen kannte.

Als der Anruf wegen des deutschen Kaufhauses kam, war Elena im Badezimmer und putzte sich die Zähne.

Ich stand am Fenster, hörte fünf Minuten zu und sagte am Ende:

»Schick mir die Unterlagen.«

»Was ist?« fragte sie, als sie zurückkam.

»Vielleicht Deutschland.«

Sie sah mich im Spiegel an.

»Wir wollten nächste Woche nach Portugal.«

»Wir fahren.«

»Peter.«

»Wir fahren wirklich.«

Wir fuhren nicht.

Kapitel 7 – Der Satz vor Gericht

Der erste Gerichtssaal meines Lebens roch nach Holz, Papier und einer Art von Stille, die teurer war als jeder Konferenzraum.

Es war Jahre bevor alles zusammenbrach.

Ich war damals überzeugt, dass der Fall nur eine unangenehme Episode werden würde. Ein Missverständnis, sagten manche. Eine überzogene Interpretation, sagten andere. Meine Anwälte verwendeten

Wörter wie *Tatbestand*, *Vorsatz*, *Einflussnahme* und *Rechtsmittel*. Ich verwendete ein einziges Wort:

Unsinn.

Der Ursprung lag in einem Steuerverfahren im Ausland.

Eine unserer Gesellschaften hatte dort eine Auseinandersetzung mit den Behörden. Nichts, was in einer wachsenden Unternehmensgruppe ungewöhnlich gewesen wäre. Die Summen waren groß genug, dass meine Berater nervös wurden, aber klein genug, dass ich mich persönlich eigentlich nicht damit beschäftigen wollte.

Eigentlich.

Mein Steuerberater, Dr. Armin Feller, kam eines Abends in mein Büro.

»Es gibt jemanden, der jemanden kennt.«

Ich hasste Sätze, die so begannen, und liebte sie gleichzeitig.

»Wen?«

Feller nannte einen früheren Regierungschef eines südosteuropäischen Landes. Luka Marin. Ein Mann, der nach seiner politischen Karriere Beratungsmandate übernahm und noch immer Telefonnummern besaß, die andere Menschen gern gehabt hätten.

»Und was soll er tun?« fragte ich.

»Nichts Illegales.«

Das war der zweite Satz, den ich gleichzeitig hasste und liebte.

»Dann sag mir, was er tun soll, ohne mir vorher zu sagen, was er nicht tun soll.«

Feller räusperte sich. »Er kann einen Kontakt herstellen. Dafür gibt es ein Honorar. Erfolgsabhängig.«

»Wie hoch?«

Er nannte eine Summe.

Ich pfiff leise.

»Für einen Kontakt?«

»Für eine Lösung.«

Ich hätte an dieser Stelle aufstehen können.

Ich hätte sagen können: Nein. Das Verfahren läuft. Unsere Anwälte sollen es führen. Ende.

In meiner Erinnerung sagte ich genau das.

Die Akten erzählten später eine andere Geschichte.

Das ist das Problem mit Erinnerungen. Sie sind die einzigen Zeugen, die sich an den Angeklagten anpassen.

Monate später ermittelten Behörden.

Dann kam die Anklage.

Dann der Gerichtssaal.

Die Staatsanwältin beschrieb Vorgänge, die ich anders sah. Sie sprach von versuchter unzulässiger Einflussnahme. Mein Anwalt sprach von einem legitimen Beratungsauftrag. Ich saß dazwischen und dachte die meiste Zeit daran, wie sehr ich es hasste, nicht selbst reden zu dürfen, wann ich wollte.

Am dritten Verhandlungstag fragte mich der Richter direkt:

»Herr Zocker, ist es richtig, dass das Honorar nur im Erfolgsfall fällig werden sollte?«

»Es gab unterschiedliche Überlegungen.«

»Das war nicht meine Frage.«

Ich spürte, wie mir Hitze in den Nacken stieg.

In Geschäftsverhandlungen war ich daran gewöhnt, Fragen zu beantworten, indem ich die bessere Frage formulierte. Richter mochten das nicht.

»Ja«, sagte ich.

Der Richter sah in die Akte.

Dieser Moment blieb mir stärker in Erinnerung als das Urteil.

Vielleicht, weil ich zum ersten Mal erlebte, dass mein Charme, mein Tempo und meine Fähigkeit, einen Raum zu drehen, an einer Institution abprallten, die nicht beeindruckt werden wollte.

Ich wurde verurteilt.

Bedingte Freiheitsstrafe.

Meine Anwälte kündigten Rechtsmittel an. Ich verließ das Gericht durch einen Seitenausgang. Vorne warteten Kameras.

Im Auto saß Elena neben mir.

Sie sagte lange nichts.

»Du kannst mich fragen«, sagte ich.

»Was?«

»Ob ich es getan habe.«

Sie sah aus dem Fenster.

»Das ist nicht die Frage, die ich habe.«

»Welche dann?«

»Warum du immer glaubst, dass jede Grenze verhandelbar ist.«

Ich lachte bitter. »Weil die meisten es sind.«

»Und wenn eine nicht ist?«

»Dann erfährt man es.«

Sie drehte sich zu mir.

»Das ist dein Problem, Peter. Du willst es immer erst erfahren, nachdem du dagegen gelaufen bist.«

Das Urteil wurde später bestätigt.

Ich zog mich formal aus der operativen Geschäftsführung zurück. So stand es in den Mitteilungen. Andere Manager übernahmen Funktionen. Ich wechselte in einen Beirat, kümmerte mich um Strategie, Investoren, große Projekte.

Die Presse schrieb von einem Rückzug.

Ich las das Wort und musste lachen.

Rückzug.

Als wäre ich gegangen.

Ich ging nicht.

Ich wechselte nur den Stuhl.

Im Gefängnis denke ich oft an diese Zeit. Nicht weil sie der Anfang meines Endes war. Solche Sätze sind zu sauber für ein echtes Leben.

Aber sie war der Moment, in dem ich etwas Gefährliches lernte:

Man kann verurteilt werden und trotzdem weitermachen.

Man kann einen öffentlichen Schlag überstehen, wenn das Geschäft wächst.

Menschen verzeihen vieles, solange die Kurve nach oben zeigt.

Vielleicht verzieh ich mir damals selbst zu schnell.

Kapitel 8 – Der Stuhl hinter dem Stuhl

Offiziell führte ich die Firma nicht mehr.

Inoffiziell riefen weiterhin alle mich an.

Das war keine geheime Verschwörung. Es war Gewohnheit.

Wenn ein Investor fünfzig Millionen einbringen sollte, wollte er nicht mit einem Geschäftsführer sprechen, der seit neun Monaten im Unternehmen war. Er wollte mich.

Wenn eine Bank Zweifel an einem Projekt hatte, saß ich am Tisch.

Wenn ein Verkäufer wissen wollte, ob wir wirklich kaufen würden, erwartete er meine Hand.

Und wenn ein Projektleiter zwei Fassadenvarianten zur Auswahl stellte, schickte er mir die Bilder.

Ich hatte keinen operativen Titel mehr, aber Titel sind nur eine Form von Macht.

Nähe ist eine andere.

Information eine dritte.

Und Geld die vierte.

Mein neuer Platz war offiziell der Vorsitz eines Beirats. Der Raum änderte sich. Die Wirkung nicht.

»Du musst loslassen«, sagte Markus Thal.

Wir standen in meinem Büro. Er hatte mittlerweile graue Haare an den Schläfen.

»Ich lasse doch los.«

»Du rufst Abteilungsleiter sonntags an.«

»Wenn etwas wichtig ist.«

»Für dich ist alles wichtig.«

»Das ist der Unterschied zwischen uns.«

Er sah mich an. »Nein. Der Unterschied ist, dass ich weiß, dass eine Firma nicht gesund ist, wenn sie die Stimmung eines einzigen Mannes braucht, um Entscheidungen zu treffen.«

»Die Firma braucht nicht meine Stimmung.«

»Sie braucht deine Zustimmung.«

»Weil ich größter Gesellschafter bin.«

»Du bist an manchen Projekten nicht einmal direkt beteiligt.«

»Aber ich kenne die Investoren.«

Markus lachte ohne Freude. »Genau.«

Damals empfand ich seine Kritik als Loyalität. Heute sehe ich, dass er mir wahrscheinlich den einzigen Ausweg beschrieb, den ich nie nahm.

Ein Unternehmen, das wirklich groß werden will, muss irgendwann ohne seinen Gründer funktionieren.

Ich wollte groß sein und unersetzlich bleiben.

Beides gleichzeitig geht nur eine Zeit lang.

Nach der Verurteilung hatte ich mir vorgenommen, vorsichtiger zu werden. Keine Grauzonen. Keine Menschen, die einen Menschen kennen. Alles dokumentiert. Alles sauber.

Drei Monate später verhandelte ich über das größte Geschäft meiner bisherigen Karriere.

So funktionierte mein Vorsatz.

Das deutsche Warenhaus war nicht nur ein Unternehmen. Es war ein Symbol. Ein Name, den jeder kannte. Große Häuser in den besten Lagen. Zehntausende Mitarbeiter. Eine Geschichte, die länger war als mein Leben.

Und ein Problem, das jeder sehen konnte.

Umsätze sanken. Onlinehandel wuchs. Gebäude waren teilweise wertvoller als das Geschäft darin. Die Öffentlichkeit liebte die Marke mehr als die Bilanz.

Ich sah beides.

Das Kaufhaus und die Immobilien.

Emotion und Quadratmeter.

»Du willst kein Handelsunternehmen«, sagte Auer, als ich ihm von den Gesprächen erzählte.

»Ich will die Standorte.«

»Dann kauf die Standorte.«

»So einfach ist es nicht.«

»Das ist meistens der Satz vor einer schlechten Idee.«

Ich lachte.

Wir saßen in seinem Haus am See. Es war Sommer. Seine Enkel spielten im Garten. Zum ersten Mal wirkte sein Reichtum auf mich nicht groß, sondern ruhig.

Auer hatte aufgehört, größer werden zu wollen.

Ich verstand ihn nicht mehr.

»Stell dir vor«, sagte ich, »Innenstadtlagen in Berlin, Hamburg, München. Häuser, die jeder kennt. Wenn wir Handel und Immobilie zusammen denken—«

»Dann denkst du zwei schwierige Geschäfte gleichzeitig.«

»Oder zwei Chancen.«

Er sah hinaus zu den Kindern.

»Peter, weißt du, was ich an dir immer bewundert habe?«

»Meine Bescheidenheit?«

Er lächelte kurz.

»Du könntest in einem kaputten Dachboden eine Wohnung sehen. In einem alten Haus ein Palais. In einem schlechten Vertrag eine Möglichkeit.«

»Danke.«

»Das war noch nicht das Kompliment.«

Ich schwieg.

»Irgendwann hast du angefangen, in jedem Problem nur noch eine Möglichkeit zu sehen. Das ist nicht dasselbe.«

Ich lehnte mich zurück.

»Du investierst also nicht?«

Er hob die Hände. »Da ist er wieder.«

»Wer?«

»Der Mann, der aus einem Gespräch sofort eine Entscheidung macht.«

»Ich muss planen.«

»Nein. Du musst gewinnen.«

Ich fuhr an diesem Abend ärgerlich zurück nach Wien.

Drei Wochen später investierte Auer doch.

Nicht, weil ich ihn überzeugt hatte.

Weil er mir vertraute.

Es war eine Form von Kapital, die in keiner Bilanz auftauchte.

Und ich begann, davon immer größere Beträge zu verbrauchen.

TEIL II – DAS IMPERIUM

Kapitel 9 – Das Kaufhaus

Das erste Mal, als ich das deutsche Kaufhaus betrat, regnete es in Berlin.

Nicht der freundliche Regen, der eine Stadt glänzen lässt. Es war ein kalter Novemberregen, der auf dem Mantel stehen blieb und Menschen dazu brachte, mit eingezogenen Köpfen über den Bürgersteig zu laufen.

Über dem Eingang hing der Name, den in Deutschland fast jeder kannte.

Hinter den Türen roch es nach Parfüm, Kaffee und dieser besonderen Mischung aus Teppich, Klimaanlage und Geschichte, die alte Warenhäuser haben. Eine Verkäuferin band einer Kundin einen Schal um. Im Erdgeschoss glitzerten Kosmetikstände unter zu hellem Licht. Auf der Rolltreppe nach oben sah ich Männerhemden, Koffer, Spielzeug, Porzellan.

»Und?« fragte der Deutschlandchef, der neben mir stand.

Ich antwortete nicht sofort.

Ich sah nicht nur Regale.

Ich sah Grundstücke.

Berlin. Hamburg. München. Köln. Stuttgart. Innenstädte, in denen man einen Quadratmeter nicht erfinden konnte, egal wie viel Geld man besaß. Häuser, deren operative Geschäfte schwächelten, während die Lagen stärker wurden.

Es war fast obszön, wie klar es für mich aussah.

»Die Marke hat ein Problem«, sagte ich.

Der Deutschlandchef verzog das Gesicht.

»Das wissen wir.«

»Die Immobilien nicht.«

Er sah mich an.

»Sie wollen also ein Warenhaus kaufen, weil Sie die Warenhäuser nicht wollen.«

»Ich will beides. Aber aus unterschiedlichen Gründen.«

Später wurde dieser Satz oft gegen mich verwendet. Damals fanden Investoren ihn brilliant.

Die Verhandlungen dauerten Monate.

Das operative Geschäft war ein Labyrinth aus Tarifverträgen, Lieferanten, Betriebsräten, Pensionsverpflichtungen, Flächenproduktivität und regionalen Besonderheiten. Ich lernte Wörter, die in meinen Immobilienmodellen nie vorgekommen waren: Abschriften, Warengruppensteuerung, Frequenzbringer.

Ich hasste vieles daran.

Ein Gebäude wartete. Ein Kaufhaus atmete jeden Tag.

Menschen kamen zu spät. Lieferungen blieben aus. Kollektionen verkauften sich schlechter als geplant. Eine warme Woche konnte Winterware ruinieren. Ein Regentag konnte Umsatz retten. Während ein guter Mietvertrag Stabilität versprach, war Handel ein täglicher Kampf gegen die Entscheidung von Millionen Kunden, vielleicht doch nichts zu kaufen.

»Das ist nicht dein Geschäft«, sagte Markus Thal.

Wir saßen im ICE von Berlin nach Frankfurt. Er hatte einen Stapel Unterlagen auf dem Schoß.

»Noch nicht.«

»Du kannst nicht jedes Problem mit diesem Wort lösen.«

»Warum nicht? Es hat bisher funktioniert.«

Markus klappte die Mappe zu.

»Weil ein Kaufhaus keine Dachwohnung ist. Du kannst nicht drei Wände verschieben, einen Architekten holen und die Menschen vergessen.«

»Wer sagt, dass ich sie vergesse?«

Er sah mich nur an.

Ich war beleidigt.

Vielleicht zu Recht.

In jenen Wochen traf ich zum ersten Mal einen Betriebsrat. Er hieß Klaus Merten, war Ende fünfzig, trug ein kariertes Hemd unter dem Sakko und gab mir nicht die Hand, bevor wir saßen.

»Wie viele Filialen wollen Sie schließen?« fragte er als ersten Satz.

»Wir haben noch nicht einmal gekauft.«

»Dann können Sie ja ehrlich antworten.«

»Es gibt keinen fertigen Schließungsplan.«

»Das heißt nicht null.«

»Nein.«

Er nickte langsam. »Wenigstens das.«

Ich erklärte ihm unsere Idee. Investitionen. Modernisierung. Onlinegeschäft. Immobilienentwicklung. Neue Marken. Gastronomie. Ein Warenhaus müsse wieder Erlebnis werden, sagte ich.

Er hörte zu.

»Sie reden schön«, sagte er am Ende.

»Danke.«

»Das war kein Lob.«

Dieser Satz verfolgte mich. Meine Deutschlehrerin hatte ihn Jahre zuvor fast genauso gesagt.

Merten lehnte sich vor.

»Für Sie sind Standorte Linien in einer Präsentation. Für mich arbeiten da Menschen, die seit dreißig Jahren jeden Morgen dieselbe Tür aufschließen.«

»Wenn wir nichts tun, gibt es die Türen vielleicht irgendwann gar nicht mehr.«

»Und wenn Sie etwas tun?«

Ich schwieg einen Augenblick.

»Dann haben wir wenigstens eine Chance.«

Er musterte mich.

»Sie glauben wirklich, dass Sie das retten können, oder?«

»Ja.«

Das war nicht gelogen.

Das ist wichtig.

Später wurde mir oft unterstellt, ich hätte von Anfang an nur auf Immobilien geschaut und Menschen als Kulisse betrachtet. Es wäre

leichter, wenn das stimmte. Dann könnte ich sagen, ich war kalt und berechnend, und Kälte ist zumindest eindeutig.

Aber ich glaubte tatsächlich, wir könnten es schaffen.

Ich glaubte immer.

Das war meine größte Stärke.

Und vielleicht mein gefährlichster Fehler.

Wir kauften.

Die Pressekonferenz fand in einem Saal statt, in dem hundert Journalisten Platz hatten. Auf der Bühne standen Blumen, Logo-Wände, Wasserflaschen. Ich trug einen dunkelblauen Anzug. Neben mir saßen Manager des Warenhauses, Berater, Vertreter der Eigentümerseite.

Eine Journalistin fragte: »Herr Zocker, sind Sie Immobilieninvestor oder Händler?«

»Unternehmer.«

»Das beantwortet die Frage nicht.«

»Doch. Nur nicht so eng, wie Sie sie gestellt haben.«

Einige lachten.

Ich mochte Pressekonferenzen damals. Fragen waren kurze Verhandlungen mit Publikum.

Nach dem Termin ging ich durch die Mitarbeitergänge. Keine Kameras. Graue Türen. Spinde. Ein Pausenraum mit einem Kaffeeautomaten.

Eine ältere Verkäuferin stand dort und erkannte mich.

»Sie sind der Neue.«

»Offenbar.«

»Bleiben wir?«

Ich wusste sofort, was sie meinte.

»Das ist der Plan.«

Sie schüttelte den Kopf. »Pläne kenne ich.«

Ich wollte etwas Kluges sagen. Etwas, das Zuversicht schuf.

Stattdessen sagte ich: »Ich kann Ihnen heute nichts versprechen, was in fünf Jahren noch stimmt.«

Sie sah mich überrascht an.

»Das ist wenigstens ehrlich.«

Damals fühlte ich mich für einen Moment wie der Mann, der ich gern gewesen wäre.

Dann vibrierte mein Telefon.

Ein Banker aus London.

Ich ging ran.

Kapitel 10 – Gold

Wenn Geld lange genug wächst, verändert es seine Farbe.

Am Anfang ist Geld grün oder grau oder einfach eine Zahl. Es ist Miete, Lohn, Kaufpreis. Später wird es Gold.

Goldene Armaturen. Goldene Lobbys. Goldene Einladungen.

In Wien entwickelten wir in diesen Jahren ein Ensemble aus Luxusgeschäften, Hotel und Büros, das intern nur das Quartier hieß. Alte Gebäude, wertvolle Fassaden, historische Substanz. Architektur, die konserviert werden musste, während hinter ihr neue Technik, neue Grundrisse und neue Preise entstanden.

Ich liebte dieses Projekt mehr als das Kaufhaus.

Vielleicht, weil Immobilien still waren.

Sie diskutierten nicht mit mir.

Sie hatten keine Betriebsräte.

Wenn ein Haus falsch lag, konnte man einen Grundriss ändern. Wenn ein Mensch falsch lag, war es komplizierter.

Bei der Eröffnung des Hotels spielte ein Streichquartett. Vor dem Eingang standen schwarze Limousinen. Fotografen riefen Namen. Der Bürgermeister kam. Ein ehemaliger Bundeskanzler kam. Industrielle, Banker, Schauspieler, Investoren.

Elena kam spät.

Sie trug ein schlichtes schwarzes Kleid und keine auffälligen Schmuckstücke. Neben den Frauen, die an diesem Abend Diamanten wie Positionslichter trugen, wirkte sie fast trotzig ungeschmückt.

»Du bist wunderschön«, sagte ich.

»Du hast heute schon hundert Menschen gesagt, wie wunderbar alles ist.«

»Das hier meine ich.«

Sie küsste mich auf die Wange.

»Dann danke.«

Wir gingen durch die Lobby. Ich erklärte ihr Details, die sie längst kannte, weil ihr Büro an einem Teil der Planung beteiligt gewesen war.

»Siehst du die Steinplatten? Sonderanfertigung.«

»Peter.«

»Was?«

»Du führst mich durch ein Gebäude, an dem ich gearbeitet habe.«

Ich lachte.

»Berufskrankheit.«

Im Ballsaal hob ich später ein Glas und sprach über Tradition und Zukunft, über Wien und internationale Ausstrahlung, über Verantwortung gegenüber historischer Substanz. Es war eine gute Rede. Das wusste ich, noch bevor der Applaus kam.

Nach Mitternacht stand ich auf einem Balkon. Unter mir die Stadt, hinter mir Musik.

Elena kam heraus.

»Da bist du.«

»Ich brauchte Luft.«

Sie stellte sich neben mich.

»Du bist heute nicht glücklich.«

Ich sah sie an. »Wie kommst du darauf?«

»Weil du immer dann am lautesten wirst, wenn du nichts fühlst.«

Ich nahm einen Schluck.

»Heute ist ein Erfolg.«

»Das habe ich nicht gefragt.«

Ich hasste diese Gespräche. Nicht weil Elena unrecht hatte. Weil sie Fragen stellte, auf die keine Kennzahl antwortete.

»Was soll ich fühlen?«

»Vielleicht gar nichts Bestimmtes.«

»Dann ist die Frage sinnlos.«

Sie seufzte.

Hinter uns öffnete sich die Tür. Ein Investor streckte den Kopf heraus.

»Peter, wir brauchen dich kurz.«

Ich hob mein Glas zu Elena.

»Siehst du?«

»Ja«, sagte sie. »Genau das sehe ich.«

Ich ging hinein.

Der Investor wollte über ein Objekt in München sprechen.

Am nächsten Morgen lag Elena noch im Bett, als ich das Hotelzimmer verließ.

»Wann kommst du?« fragte sie mit geschlossenen Augen.

»Heute Abend.«

»Wohin fliegst du?«

»München.«

Sie öffnete die Augen.

»Du hast gesagt, heute ist frei.«

»Es ist nur ein Termin.«

»Das sagst du über jeden Tag, der verschwindet.«

Ich setzte mich auf die Bettkante.

»Es geht um ein Objekt, das wir seit Monaten beobachten.«

»Natürlich.«

»Elena—«

»Flieg.«

»Sei nicht so.«

»Wie?«

»Als wäre das gegen dich.«

Sie sah mich lange an.

»Das ist das Verrückte, Peter. Ich glaube dir sogar, dass es nicht gegen mich ist. Du merkst nur nicht, dass für dich alles andere immer für etwas Größeres geopfert werden darf.«

»Das ist eine Phase.«

»Welche?«

»Wachstum.«

»Seit zehn Jahren?«

Ich stand auf.

Auf dem Weg zum Flughafen schrieb ich ihr eine Nachricht. *Heute Abend essen wir zusammen. Versprochen.*

Das Meeting dauerte bis zehn.

Als ich nach Hause kam, schlief sie.

Auf dem Küchentisch stand ein Teller unter Folie.

Ich aß allein.

Ein paar Wochen später kaufte ich mir eine Uhr, die so viel kostete wie das erste Auto meines Vaters.

Nicht, weil ich sie brauchte.

Weil ich bei einem Essen eine an einem anderen Handgelenk gesehen hatte.

Reichtum verändert nicht nur die Regeln anderer Menschen.

Er verändert auch, was man selbst plötzlich für normal hält.

Kapitel 11 – Das Gebäude in New York

New York war kein Markt.

New York war ein Beweis.

Als mir zum ersten Mal Unterlagen zu dem Hochhaus geschickt wurden, öffnete ich die Datei auf meinem Telefon zwischen zwei Terminen. Ein Art-déco-Turm, weltbekannt, silbern, scharf gegen den Himmel. Ein Gebäude, das Menschen fotografierten, auch wenn sie nicht wussten, wem es gehörte.

Ich zoomte auf das Bild.

Markus stand neben mir im Aufzug.

»Nein«, sagte er.

Ich sah ihn an. »Du weißt nicht einmal, was ich denke.«

»Doch.«

»Was?«

»Du denkst: Das wäre eine gute Pressemitteilung.«

Ich grinste.

»Es ist ein gutes Gebäude.«

»Es ist ein kompliziertes Gebäude auf einem Grundstück, das jemand anderem gehört. Mit einem Erbpachtmodell, das jeder vernünftige Mensch drei Tage lang lesen würde, bevor er das Foto anschaut.«

»Deshalb habe ich dich.«

»Ich bin nicht dafür da, deine schlechten Impulse zu professionalisieren.«

»Doch. Ziemlich genau dafür bezahle ich dich.«

Die Wahrheit war: Ich wollte dieses Gebäude, bevor ich die Zahlen kannte.

Das war gefährlich.

Ich wusste es.

Ich tat es trotzdem.

Wir gingen mit einem amerikanischen Partner ins Rennen. Er kannte den Markt, die Politik, die Besonderheiten. Ich brachte Kapital, Investoren und den Appetit mit.

Bei meinem ersten Besuch stand ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite und blickte nach oben. Die Spitze war teilweise in Wolken. Taxis hupten. Menschen strömten an mir vorbei, ohne zu wissen, dass ich gerade überlegte, einen Teil dieses Symbols zu kaufen.

Ich fühlte mich wieder wie der Siebzehnjährige vor dem Dachboden.

Nur dass jetzt Milliardenstädte meine Dachböden waren.

Der amerikanische Partner, David Rothman, trat neben mich.

»You like it?«

»I like what it says.«

»What does it say?«

»That we are here.«

Rothman lachte.

»Europeans.«

»What?«

»You always think New York is a medal.«

»And Americans don't?«

»We think it's a bill.«

Er hatte recht. Das Gebäude war teuer zu betreiben, kompliziert zu vermieten und abhängig von Bedingungen, die in unseren europäischen Präsentationen zunächst wie Fußnoten aussahen.

Aber als der Vertrag unterschrieben war, interessierte das niemanden.

Die Fotos gingen um die Welt.

Österreichischer Investor beteiligt sich an New Yorker Ikone.

Mein Telefon explodierte.

Politiker gratulierten. Banker gratulierten. Menschen, die meine Nummer seit Jahren hatten und nie benutzt hatten, gratulierten.

Viktor Auer schickte nur eine Nachricht:

Schöne Aussicht. Vergiss den Boden nicht.

Ich rief ihn an.

»Du kannst dich auch einmal freuen.«

»Ich freue mich.«

»Klingt nicht so.«

»Ich habe mein Leben lang Tankstellen gekauft. Da lernt man, dass der Boden meistens wichtiger ist als das Dach.«

»Es ist ein Wahrzeichen.«

»Wahrzeichen zahlen keine Zinsen.«

Ich legte genervt auf.

An diesem Abend veranstaltete unser amerikanischer Partner ein Dinner in einem privaten Club. Dunkles Holz. Leder. Kellner, die kaum sichtbar waren. An der Wand Fotos von Präsidenten und Filmstars.

Ich saß zwischen einem Fondsmanager und einem Immobilienanwalt. Gegenüber eine Frau, die mehrere Milliarden für eine Familie verwaltete, deren Name auf Museen stand.

Sie fragte mich, wie groß unsere Gruppe inzwischen sei.

Ich nannte den Wert unseres Immobilienvermögens.

Die Zahl klang selbst für mich beeindruckend.

»And how much of that do you personally own?« fragte sie.

Ich lächelte.

»Enough.«

Sie lachte höflich.

Die Frage blieb trotzdem hängen.

Eigentum war in meiner Welt kompliziert geworden. Ich besaß Anteile an Gesellschaften, die Anteile an Gesellschaften hielten. Investoren besaßen Teile einzelner Plattformen. Banken hatten Sicherheiten. Stiftungen hielten Vermögenswerte. Partner waren beteiligt.

Auf einem Magazincover sah das alles aus wie mein Imperium.

In einer juristischen Struktur sah es anders aus.

Damals störte mich das nicht.

Im Gegenteil.

Komplexität war Schutz.

Sie erlaubte Wachstum, ohne dass an jeder Stelle dieselben Leute dasselbe Risiko trugen. Sie trennte Projekte. Sie optimierte Finanzierung. Sie brachte unterschiedliche Investoren in unterschiedliche Ebenen.

Später würden Menschen dieselben Strukturen auf weiße Tafeln zeichnen und fragen, ob überhaupt noch jemand den Überblick gehabt habe.

Ich hatte ihn.

Davon war ich überzeugt.

Vielleicht ist das der entscheidende Unterschied zwischen Kontrolle und dem Gefühl von Kontrolle: Man merkt ihn erst, wenn beides auseinanderfällt.

Kapitel 12 – Das schönste Kaufhaus der Welt

London roch an diesem Morgen nach Regen und Abgasen.

Ich stand vor dem Kaufhaus in der Oxford Street und sah die Menschenströme an den Schaufenstern vorbeiziehen. Der Name über dem Eingang gehörte zu den wenigen Handelsmarken, die selbst Menschen kannten, die niemals dort einkauften.

Elena war mitgekommen.

Zum ersten Mal seit Monaten hatte ich sie überredet, mich auf eine Geschäftsreise zu begleiten.

»Du hast gesagt, wir haben morgen frei«, erinnerte sie mich, als wir die Lobby betraten.

»Haben wir.«

»Ganz frei?«

»Fast.«

Sie blieb stehen.

»Peter.«

»Ganz frei.«

Sie hob warnend einen Finger.

Ich küsste ihn.

Wir gingen durch die Abteilungen. Parfüm. Mode. Schuhe. Eine Halle mit Licht, Marmor und Menschen, die aussahen, als seien sie selbst Teil des Warenangebots.

Ich hatte in Deutschland gelernt, wie schwer Warenhäuser sein konnten.

Dieses hier fühlte sich anders an.

Luxus verkaufte nicht Dinge. Luxus verkaufte das Gefühl, dass Preis keine Frage war.

Unser Partner bei dem möglichen Kauf war eine asiatische Unternehmerfamilie mit jahrzehntelanger Erfahrung im Handel. Sie verstanden die operative Seite besser als wir. Wir verstanden Immobilien.

Auf dem Papier war es die perfekte Kombination.

Die Gespräche liefen in London, Zürich, Bangkok und Wien. Anwälte arbeiteten rund um die Uhr. Banken stellten Finanzierungslinien zusammen. Berater produzierten Datenräume, die so groß waren, dass niemand sie vollständig gelesen haben konnte, obwohl alle unterschrieben, sie geprüft zu haben.

Markus saß eines Abends in meinem Büro und blätterte durch die Finanzierungsübersicht.

»Wir ziehen uns sehr weit nach vorne.«

»Das Objekt trägt.«

»Heute.«

»Luxuslagen bleiben Luxuslagen.«

»Zinsen bleiben aber nicht null.«

Ich sah ihn an.

»Seit wann bist du Makroökonom?«

»Seit wir Schulden haben, deren Kosten von Makroökonomie abhängen.«

Ich stand auf und ging zum Fenster.

Es war spät. Wien lag dunkel unter mir.

»Wenn wir das nicht machen, macht es jemand anderer.«

»Das ist kein Grund.«

»Doch. In unserer Liga schon.«

Markus legte die Unterlagen hin.

»Vielleicht ist genau das das Problem. Du glaubst inzwischen, wir müssen Dinge kaufen, weil sie groß genug sind, um zu uns zu passen.«

»Wir sind groß.«

»Ja.«

Er sagte es so leise, dass ich mich umdrehte.

»Was?«

»Nichts.«

»Sag es.«

»Groß sein und groß wirken sind zwei verschiedene Kostenstellen.«

Ich hasste ihn in diesem Moment.

Nur für eine Sekunde.

Dann lächelte ich.

»Schreib das in den Risikobericht.«

Der Kauf gelang.

Wieder Fotos. Wieder Schlagzeilen. Wieder Glückwünsche.

Unsere Unternehmenspräsentation zeigte nun Immobilien und Handelsmarken in Städten, die früher für mich unerreichbar gewesen waren: Wien, Berlin, München, Zürich, London, New York.

Bei einem Empfang in London stand ich mit Elena in einem Seitengang, während drinnen Champagner ausgeschenkt wurde.

»Jetzt?« fragte sie.

»Was?«

»Bist du jetzt angekommen?«

Ich wusste, worauf sie hinauswollte.

»Für heute.«

»Das ist keine Antwort.«

»Es ist meine.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Weißt du, was ich glaube?«

»Sag es mir.«

»Du willst gar nichts besitzen.«

Ich lachte. »Das ist angesichts dieses Abends eine gewagte These.«

»Du willst den Moment kurz vor dem Besitz. Den Moment, in dem es noch nicht sicher ist. In dem alle sagen, es sei zu groß, zu schwierig, zu teuer. Sobald du es hast, stirbt es für dich.«

Ich antwortete nicht.

Drinne begann jemand eine Rede.

»Vielleicht«, sagte ich schließlich, »ist das einfach
Unternehmertum.«

»Vielleicht.«

Sie nahm meine Hand.

»Oder vielleicht hast du Angst vor der Stille danach.«

Damals wusste ich nicht, wie viel Stille mir einmal bleiben würde.

TEIL III – DAS GERÄUSCH IM FUNDAMENT

Kapitel 13 – Ein halber Prozentpunkt

Der erste Mensch, der mir sagte, dass wir ein Zinsproblem hatten, war kein Banker und kein Volkswirt.

Es war Nora Weiss, unsere jüngste Analystin.

Sie war neunundzwanzig, trug keine Uhr und machte in Sitzungen kaum Notizen, weil sie behauptete, sie könne sich Zahlen besser merken, wenn sie ihnen nicht beim Verschwinden auf Papier zusehe. Markus hatte sie aus Frankfurt geholt. Ich hatte mich zwei Monate lang geweigert, mir ihren Namen zu merken, weil ständig neue Analysten kamen und gingen.

An einem Dienstagmorgen im Februar saß sie plötzlich auf dem Platz, auf dem normalerweise unser Finanzchef saß.

»Wo ist Riedl?« fragte ich.

»Beim Zahnarzt«, sagte Markus.

»Und deshalb sitzt sie da?«

Nora sah mich an. Kein Lächeln. Kein beleidigter Blick. Nur diese gefährliche Ruhe von Menschen, die wissen, dass eine Zahl auf ihrer Seite steht.

Markus schob mir eine Tabelle hin.

»Wir haben die Finanzierungslinien für die nächsten drei Jahre neu gerechnet.«

»Warum?«

»Weil Nora darauf bestanden hat.«

Ich blätterte nicht einmal um.

»Und?«

Nora sprach zum ersten Mal.

»Wenn die durchschnittlichen Finanzierungskosten der Gruppe um einen halben Prozentpunkt steigen, erhöht sich unser jährlicher Zinsaufwand in der Modellrechnung um einen Betrag, den wir operativ nicht auffangen.«

»Ein halber Prozentpunkt«, wiederholte ich.

»Ja.«

»Sie wissen, wie lange die Zinsen schon niedrig sind?«

»Ja.«

»Und Sie wissen, dass unsere Kernobjekte langfristig finanziert sind?«

»Teilweise.«

Dieses Wort ärgerte mich mehr als eine offene Widerrede.

Teilweise.

Es war das Lieblingswort von Prüfern. Von Juristen. Von Menschen, die eine Aussage zerschnitten, bis sie ungefährlich genug war, um in ein Protokoll zu passen.

»Was heißt teilweise?«

Sie drehte ihren Laptop zu mir.

»Es heißt, dass wir Fälligkeiten haben. Refinanzierungen. Projektkredite. Brücken. Covenant-Tests. Und Gesellschaften, deren Liquidität davon abhängt, dass andere Gesellschaften Ausschüttungen leisten oder Darlehen zurückzahlen.«

Ich schaute auf den Bildschirm.

Zahlenkolonnen. Farben. Zeitachsen.

Früher hatten Zahlen mich elektrisiert. Heute empfand ich bei ihnen dasselbe wie ein Arzt nach zwanzig Jahren bei Blutwerten: Man interessierte sich nur für die roten Markierungen.

Es gab viele rote Markierungen.

»Das sind Annahmen«, sagte ich.

»Natürlich.«

»Dann ändern Sie die Annahmen.«

Markus räusperte sich.

»Peter.«

Ich hob die Hand.

»Wir führen hier keine akademische Debatte. Wir bauen, vermieten, verkaufen. Das ist unser Geschäft. Nicht das Zeichnen hypothetischer Untergänge.«

Nora klappte den Laptop nicht zu.

»Ich zeichne keinen Untergang. Ich zeige Empfindlichkeit.«

»Dann zeigen Sie mir eine positive.«

Zum ersten Mal lächelte sie. Nur ganz kurz.

»Wenn die Zinsen sinken, sieht es besser aus.«

Ein paar Leute am Tisch lachten. Ich nicht.

Nach der Sitzung blieb Markus zurück.

Er schloss die Tür.

»Du hast sie vor allen lächerlich gemacht.«

»Sie wird es überleben.«

»Darum geht es nicht.«

»Worum dann?«

»Darum, dass du inzwischen jeden Überbringer einer schlechten Nachricht behandelst, als hätte er sie erfunden.«

Ich nahm mein Telefon.

»Ich habe in einer Stunde Wien.«

»Wir sind in Wien.«

Ich sah hoch.

Er deutete auf den Tisch zwischen uns.

»Genau das meine ich.«

Ich wollte etwas Schlagfertiges sagen, doch mir fiel nichts ein.

Später, im Auto, rief ich Viktor Auer an. Er war einer unserer ältesten Investoren und hatte die seltene Fähigkeit, gleichzeitig charmant und misstrauisch zu sein.

»Peter«, sagte er, »ich wollte dich ohnehin sprechen.«

»Das klingt nie gut.«

»Ach, wir werden alt.«

»Du vielleicht.«

Er lachte.

Dann sagte er: »Ich möchte die Ausschüttung aus der Nordstern dieses Jahr nicht wieder rollen.«

Ich schwieg.

Nordstern war eine unserer Beteiligungsgesellschaften. In den Jahren zuvor hatte Viktor seine Ausschüttungen regelmäßig stehen lassen oder reinvestiert.

»Warum?« fragte ich.

»Weil ich Cash sehen möchte.«

»Du hast Cash.«

»Ich möchte mein Cash sehen.«

Der Satz war harmlos.

Heute weiß ich, dass Imperien nicht mit Explosionen sterben.

Sie sterben mit Sätzen.

Ich rief nach dem Gespräch Markus an.

»Wie viel will Auer raus?«

»Alles, was fällig ist.«

»Zahl es.«

»Woher?«

»Aus der Holding.«

»Die Holding hat diesen Monat die Grundstücksrate in München, die Zinsen für London und zwei Nachschüsse.«

»Dann aus der Objektgesellschaft.«

»Welche?«

»Ist mir egal.«

Am anderen Ende entstand eine Pause.

»Dir war früher nie egal, woher Geld kommt.«

»Mir ist nur egal, wie du ein lösbares Problem nennst.«

Ich legte auf.

Im Fond meiner Limousine spiegelte sich die Stadt in der Scheibe.

Ich sah mein eigenes Gesicht darübergelegt: ruhig, konzentriert, unberührt.

Ich glaubte diesem Gesicht.

Das war vielleicht mein größter Fehler.

Kapitel 14 – Das Schweigen der Banken

Banker kündigen eine Freundschaft nie.

Sie verschieben Termine.

Früher genügte ein Anruf, und jemand fand Zeit.

Vorstandsvorsitzende luden mich zum Mittagessen ein, Kreditchefs zum Abendessen, und wenn eine Finanzierung kompliziert war, sagte man nicht Nein. Man sagte: Wir müssen eine Struktur finden.

Dann begann man zu sagen: Wir müssen das intern noch einmal spiegeln.

Das war der Anfang.

Der Termin mit der Alpenbank sollte um acht Uhr dreißig stattfinden. Ich war um acht Uhr siebenundzwanzig da, was für mich bedeutete, dass ich früh war. Markus wartete bereits in der Lobby.

»Riedl kommt nicht«, sagte er.

»Warum?«

»Migräne.«

»Seit wann bekommen Finanzchefs Migräne vor Bankterminen?«

»Seit Banktermine so sind.«

Wir fuhren nach oben.

Der Vorstand, den ich erwartet hatte, war nicht da. Stattdessen begrüßten uns zwei Männer aus dem Risikobereich und eine Frau, die ich nicht kannte. Sie stellte sich als Leiterin der Konzernsanierung vor.

Sanierung.

Ein Wort wie Schimmel. Wenn es einmal in einem Raum ausgesprochen worden war, roch man es überall.

»Wir sanieren nicht«, sagte ich, noch bevor wir saßen.

Die Frau hieß Dr. Jana Krüger. Sie reagierte nicht auf meinen Ton.

»Wir betreuen größere Engagements mit erhöhtem Monitoring.«

»Dann nennen Sie es Monitoring.«

»Gern.«

Sie öffnete eine Mappe.

Ich mochte keine Menschen, die Papiermappen mitbrachten. Papier bedeutete, dass jemand wollte, dass etwas später auffindbar war.

»Wir brauchen zusätzliche Informationen über konzerninterne Forderungen und Verbindlichkeiten.«

»Sie bekommen seit Jahren Berichte.«

»Auf Gesellschaftsebene.«

»Weil Sie Gesellschaften finanzieren.«

»Wir möchten die Gesamtsicht.«

Markus bewegte sich neben mir kaum sichtbar.

»Welche Gesamtsicht?« fragte ich.

»Cash-Pooling, Darlehen, Garantien, Patronate, Rangrücktritte.

Außerdem aktualisierte Bewertungen der wesentlichen Objekte.«

»Unsere Bewertungen sind aktuell.«

»Teilweise neun Monate alt.«

Wieder dieses Wort.

Teilweise.

Ich lehnte mich zurück.

»Neun Monate sind bei einer Core-Immobilie nichts.«

Krüger sah mich an.

»Bei einer Refinanzierung können neun Monate alles sein.«

Das Gespräch dauerte zwei Stunden. Sie wollte Sicherheiten. Wir wollten Verlängerungen. Sie wollte Transparenz. Wir wollten Zeit.

Natürlich nannten wir es nicht so.

Am Ende sagte einer der Risikomänner: »Wir können die bestehende Linie voraussichtlich um sechs Monate verlängern, wenn die Gesellschafter zusätzliches Eigenkapital einbringen.«

»Wie viel?« fragte Markus.

Die Zahl war nicht absurd.

Das machte sie gefährlich.

Absurde Forderungen lehnt man ab. Vernünftige Forderungen muss man erfüllen.

Im Lift sagte ich: »Wir machen es ohne die.«

Markus schaute auf die Stockwerksanzeige.

»Mit wem?«

»Andere Bank.«

»Welche andere Bank?«

»Wir haben dreißig Banken.«

»Und die sprechen miteinander.«

»Banken sprechen immer miteinander.«

»Jetzt sprechen sie über uns.«

Draußen wartete der Fahrer. Es regnete. Ein Fotograf stand gegenüber auf dem Gehsteig und hob die Kamera, als ich aus dem Gebäude trat.

Ich hob die Hand, lächelte und stieg ein.

»Wohin?« fragte der Fahrer.

Ich nannte die Adresse eines Restaurants, obwohl ich keinen Hunger hatte.

Dort wartete Clara Stern.

Sie war Journalistin. Wir kannten uns seit Jahren. Nicht gut genug für Freundschaft, zu gut für Unbefangenheit. Sie hatte einmal ein Porträt über mich geschrieben, in dem sie den Satz verwendet hatte: Peter Zocker verkauft nicht Immobilien, sondern die Vorstellung, dass morgen mehr wert ist als heute.

Damals hatte ich ihr einen handgeschriebenen Dank geschickt.

»Du siehst müde aus«, sagte sie.

»Das ist dein Einstieg?«

»Ich bin privat hier.«

»Journalisten sind nie privat.«

»Unternehmer auch nicht.«

Sie bestellte Wasser. Ich Kaffee.

»Was willst du?«

Sie zögerte.

»Ich höre, dass Banken nervös werden.«

Ich lachte.

»Banken sind beruflich nervös.«

»Ich höre außerdem, dass ihr Darlehen zwischen Gesellschaften hin- und herschiebt, um Fälligkeiten zu decken.«

»Wer sagt das?«

»Du weißt, dass ich Quellen nicht nenne.«

»Dann weißt du, dass ich Gerüchte nicht kommentiere.«

»Peter.«

Ihr Ton änderte sich.

»Was?«

»Ich will dich nicht erwischen.«

»Wie großzügig.«

»Ich meine es ernst. Wenn ihr ein Liquiditätsproblem habt, ist es besser, du erklärst es, bevor andere es für dich erklären.«

Ich beugte mich vor.

»Wir haben Immobilien in den besten Lagen Europas. Wir haben Partner mit Milliardenvermögen. Wir haben Banken, Versicherungen, Fonds. Glaubst du wirklich, so etwas kippt, weil ein paar Kredite teurer werden?«

Sie sah mich lange an.

»Nein«, sagte sie. »So etwas kippt, wenn niemand mehr glaubt, dass es nicht kippen kann.«

Ich stand auf.

»Schreib das nicht.«

»Warum?«

»Weil es gut ist.«

Sie lächelte nicht.

Am selben Nachmittag sagte eine zweite Bank einen Termin ab.

Am Abend eine dritte.

Und zum ersten Mal in meinem Leben wusste ich nicht, wen ich anrufen sollte, damit eine Tür wieder aufging.

Kapitel 15 – Der Kreis wird kleiner

Es gab eine Zeit, da bestand mein Kalender aus Namen.

Später bestand er aus Absagen.

Nicht offen. Niemand schrieb: Wir wollen nichts mehr mit dir zu tun haben.

Sie schickten Assistenten.

Der Minister sei auf Reisen. Der Unternehmer in Dubai. Der Bankvorstand kurzfristig in einer Aufsichtsratssitzung. Ein Investor müsse wegen eines familiären Notfalls verschieben.

Menschen, die früher ihren Urlaub unterbrochen hätten, brauchten plötzlich drei Wochen für einen Rückruf.

Ich erzählte mir, das sei Zufall.

Elena erzählte mir nichts mehr.

Das war schlimmer.

Wir saßen an einem Sonntagabend in der Küche. Nicht in unserem großen Esszimmer, nicht auf der Terrasse, nicht dort, wo Gäste saßen und Servicepersonal lautlos zwischen den Stühlen hindurchging. In der Küche gab es keine Inszenierung. Nur zwei Teller, eine offene Flasche Wein und den Kühlschrank, der alle paar Minuten ansprang.

»Wie schlimm ist es?« fragte sie.

»Was?«

»Bitte.«

Ich schnitt ein Stück Brot ab.

»Es ist angespannt.«

»Das sagst du seit Monaten.«

»Weil es seit Monaten angespannt ist.«

»Markus war hier.«

Das Messer blieb in meiner Hand stehen.

»Wann?«

»Gestern.«

»Warum?«

»Weil du mit mir nicht sprichst.«

Ich legte das Messer hin.

»Markus hat kein Recht, meine Familie in Geschäftsfragen hineinzuziehen.«

»Ich bin nicht hineingezogen worden, Peter. Ich lebe darin.«

Sie sah sich um.

»Dieses Haus. Die Stiftung. Die Reisen. Die Kunst. Alles hängt an Dingen, von denen ich inzwischen nicht einmal weiß, wem sie gehören.«

»Uns.«

»Wirklich?«

Ich schwieg.

Sie nahm ihr Glas.

»Das ist das erste Mal, dass du auf diese Frage nicht sofort antwortest.«

»Weil sie lächerlich ist.«

»Nein. Weil du die Antwort kennst.«

Ich stand auf und ging zum Fenster.

Draußen lag Schnee im Garten. Unsere Außenbeleuchtung ließ ihn blau wirken.

»Markus übertreibt.«

»Er hat gesagt, dass ihr bis Ende des Monats mehrere hundert Millionen braucht.«

Ich drehte mich um.

»Hat er dir eine Zahl genannt?«

»Ja.«

»Welche?«

Sie sagte sie.

Ich spürte, wie etwas Kaltes durch meinen Brustkorb ging. Nicht wegen der Zahl.

Weil sie stimmte.

»Er hätte das nicht tun dürfen.«

»Ist das dein Problem?«

»Es geht um Vertrauen.«

Elena lachte einmal kurz. Es klang müde.

»Du redest gerade über Vertrauen?«

»Was soll das heißen?«

»Nichts.«

»Sag es.«

»Du erwartest von jedem Menschen, dass er an dich glaubt. Banken. Investoren. Mitarbeiter. Ich. Aber sobald jemand eine Frage stellt, behandelst du Zweifel wie Verrat.«

»Weil Zweifel ansteckend sind.«

»Vielleicht sind sie manchmal berechtigt.«

Der Satz hing zwischen uns.

Ich dachte daran, wie viele Male ich in Sitzungen gesagt hatte, Angst sei ein schlechter Berater.

In Wahrheit war Angst ein ausgezeichneter Berater.

Man musste nur bereit sein, ihr zuzuhören.

Ich war es nicht.

Am Montag rief ich eine außerordentliche Gesellschafterrunde ein.

Viktor Auer kam persönlich. Zwei andere Investoren schalteten sich per Video zu. Ein Vertreter einer französischen Familie saß mit drei

Beratern am Tisch. Markus, Riedl und unsere Juristen bildeten eine zweite Reihe.

Ich präsentierte einen Rettungsplan.

Verkauf von zwei Minderheitsbeteiligungen.

Zwischenfinanzierung auf ein Hotel.

Kapitalerhöhung in der Holding.

Verschiebung von Projektstarts.

Einbringung zusätzlicher Sicherheiten.

Als ich fertig war, entstand Stille.

Viktor nahm seine Brille ab.

»Wie viel Geld brauchst du wirklich?«

»Das steht auf Seite siebzehn.«

»Nein. Da steht, wie viel du uns heute sagen willst.«

Ich sah ihn an.

»Unterstellst du mir etwas?«

»Ich stelle eine Frage.«

»Dann stell eine präzise.«

Er schob die Unterlagen weg.

»Wenn ich heute hundert Millionen einzahle, wann kommst du das nächste Mal?«

»Vielleicht nie.«

»Das ist keine Antwort.«

»Weil niemand die Welt sechs Monate vorhersehen kann.«

»Genau deshalb gebe ich dir nicht hundert Millionen.«

Ich spürte, wie sich im Raum etwas verschob.

Nicht Geld.

Macht.

»Wir haben gemeinsam Milliarden verdient«, sagte ich.

»Ja.«

»Und jetzt, beim ersten Gegenwind, willst du raus?«

Viktor beugte sich vor.

»Das ist nicht der erste Gegenwind, Peter. Es ist nur das erste Mal, dass du zugibst, dass Wind weht.«

Niemand sagte etwas.

Ich schaute zu Markus.

Er wich meinem Blick nicht aus.

In diesem Moment wusste ich, dass der Kreis kleiner geworden war.
Und dass ich nicht mehr bestimmen konnte, wer darin blieb.

Kapitel 16 – Der Mann, der Nein sagte

Der Rettungsplan brauchte einen Mann wie Friedrich Berg.

Berg hatte Geld. Nicht das nervöse Geld von Fonds, die Quartalsberichte schrieben und bei jeder Abweichung ein Komitee einberiefen. Altes Geld. Industriegeld. Geld, das Kriege, Scheidungen, Erbschaftssteuern und schlechte Vorstände überlebt hatte.

Vor allem aber mochte er mich.

Zumindest hatte ich das immer geglaubt.

Wir trafen uns in seinem Haus am Zürichsee. Kein übertriebener Luxus, obwohl er ihn sich leisten konnte. Helles Holz, Kunst, die teuer war, ohne ihren Preis zu schreien, und ein Blick über den See, der selbst einen schlechten Gedanken höflicher machte.

Berg war siebzig, schmal und langsam geworden. Er ging mit einem Stock, den er nicht brauchte, aber offenbar mochte.

»Du bist dünner«, sagte er.

»Du auch.«

»Bei mir ist das Alter. Bei dir Arbeit.«

»Arbeit hält jung.«

»Das erzählen Männer, die zu viel arbeiten, ihren Frauen.«

Wir setzten uns.

Ich hatte eine Präsentation vorbereitet. Vierzig Seiten. Liquiditätsplan. Verkäufe. Sicherheiten. Szenarien. Eine neue Holdingstruktur, die frisches Kapital vor alten Risiken schützen sollte.

Berg hörte zu, ohne mich zu unterbrechen.

Das war schlimmer als Fragen.

Als ich fertig war, faltete er die Hände.

»Wie viel?«

Ich nannte die Summe.

»Für wie viel Prozent?«

Ich nannte auch das.

Er blickte zum Fenster.

»Zu teuer.«

»Welche Seite?«

»Nicht die Beteiligung. Die Geschichte.«

»Was soll das heißen?«

»Du verkaufst mir keinen Anteil. Du verkaufst mir die Aufgabe, dir Glaubwürdigkeit zurückzukaufen.«

Ich lächelte.

»Glaubwürdigkeit ist nicht mein Problem.«

»Peter.«

Er sagte meinen Namen fast freundlich.

»Wenn Glaubwürdigkeit nicht dein Problem wäre, wärest du nicht hier.«

Ich schwieg.

Er stand auf und ging langsam zum Fenster.

»Weißt du, warum ich damals investiert habe?«

»Weil du Geld verdienen wolltest.«

»Natürlich. Aber nicht nur. Ich mochte, dass du keine Angst hattest.«

»Ich habe immer noch keine.«

Berg drehte sich um.

»Das ist jetzt das Problem.«

Ich spürte Ärger.

»Willst du mir helfen oder mich analysieren?«

»Ich will verstehen, ob es etwas zu retten gibt.«

»Es gibt Milliardenwerte.«

»Werte auf Papier.«

»Immobilien sind kein Papier.«

»Schulden auch nicht.«

Er ging zurück zum Tisch.

»Ich habe mir eure Struktur angesehen.«

»Dann weißt du, dass die Substanz da ist.«

»Ich weiß, dass sehr viele Gesellschaften sehr vielen anderen Gesellschaften Geld schulden.«

»Das ist Konzernfinanzierung.«

»Es ist Konzernfinanzierung, solange der Konzern funktioniert.«

»Und wenn nicht?«

»Dann ist es eine Frage für Insolvenzverwalter.«

Das Wort traf mich körperlich.

Ich stand auf.

»Wenn du nicht investieren willst, sag es.«

Berg sah mich an.

»Ich investiere nicht.«

Ich nahm meine Unterlagen.

»Dann war das Zeitverschwendung.«

»Nein.«

»Für mich schon.«

»Setz dich.«

Ich blieb stehen.

»Warum?«

»Weil ich dir etwas sage, das dir offenbar niemand mehr sagt.«

Ich wartete.

»Hör auf.«

Ich lachte.

Er nicht.

»Verkauf. Gib Projekte ab. Lass Sicherheiten ziehen. Lass eine Gesellschaft fallen, bevor sie alle anderen mitnimmt.«

»Du verstehst das System nicht.«

»Dann erklär mir, warum es nur überlebt, wenn ständig neues Geld hineinfließt.«

Ich ging zur Tür.

»Peter.«

Ich drehte mich um.

»Du kannst noch entscheiden, was du verlierst.«

»Ich verliere gar nichts.«

Er sah mich lange an.

»Dann wird jemand anders entscheiden.«

Auf dem Rückflug saß ich allein in der Kabine.

Ich bestellte einen Whisky, obwohl es erst vier Uhr nachmittags war.

Mein Telefon lag auf dem Tisch.

Drei verpasste Anrufe von Markus.

Eine Nachricht von Riedl.

Wir haben ein Problem mit der morgigen Zahlung. Bitte dringend melden.

Ich trank den Whisky aus, bevor ich zurückrief.

Kapitel 17 – Freitag, 16.42 Uhr

Katastrophen haben Uhrzeiten.

Meine begann an einem Freitag um 16.42 Uhr.

Nicht mit Sirenen. Nicht mit einem Anruf der Polizei. Nicht mit einem Crash an der Börse.

Mit einer E-Mail.

Zahlung zurückgewiesen.

Ich las den Satz dreimal.

Die Summe war groß genug, dass sie nicht einfach am Montag erledigt werden konnte. Es handelte sich um eine Zins- und Tilgungsleistung einer Projektgesellschaft. Die Bank hatte den Überziehungsrahmen nicht verlängert, obwohl wir davon ausgegangen waren.

Ausgegangen.

Ein Wort, das in guten Zeiten wie Planung klingt und in schlechten wie Fahrlässigkeit.

»Warum?« fragte ich.

Riedl saß mir gegenüber. Sein Gesicht war grau.

»Die Kreditentscheidung ist nicht durch.«

»Dann sollen sie sie durchmachen.«

»Es ist Freitag.«

»Banken arbeiten freitags.«

»Nicht deren Komitee.«

»Ruf den Vorstand an.«

»Hab ich.«

»Und?«

»Er geht nicht ran.«

Ich griff selbst zum Telefon.

Mailbox.

Ich rief seinen privaten Anschluss an.

Mailbox.

WhatsApp.

Gelesen.

Keine Antwort.

Ich sah Markus an.

»Andere Gesellschaft.«

Er schüttelte den Kopf.

»Wir haben heute schon zwei Transfers gemacht.«

»Dann einen dritten.«

»Die Bank fragt inzwischen bei jeder größeren Zahlung nach Rechtsgrund und wirtschaftlichem Zweck.«

»Dann gebt ihnen einen.«

»Peter.«

»Was?«

»Wir können nicht mehr so tun, als sei jede Liquiditätslücke nur ein technisches Problem.«

»Das ist sie.«

»Nein.«

Das Wort fiel hart.

Riedl sah auf den Tisch.

Ich stand auf.

»Raus.«

Markus bewegte sich nicht.

»Peter.«

»Ich habe gesagt, raus.«

Riedl nahm seine Unterlagen und ging. Markus blieb.

»Du kannst mich feuern.«

»Darüber denke ich seit Monaten nach.«

»Tu es.«

Ich sah ihn an.

Er war seit fast fünfzehn Jahren an meiner Seite. Er hatte Verträge verhandelt, die andere für unmöglich hielten. Er hatte Banken beruhigt, Investoren überzeugt, Projekte gerettet und mir mehr als einmal gesagt, dass eine Idee schlecht war, wenn alle anderen längst nickten.

»Warum provozierst du mich?« fragte ich.

»Weil du niemandem mehr zuhörst, solange er höflich ist.«

Ich setzte mich wieder.

»Dann sprich unhöflich.«

Er atmete ein.

»Wir sind zahlungsunfähig, wenn in den nächsten Wochen nicht sehr viel Geld kommt.«

Der Raum wurde still.

Ich hörte draußen im Vorzimmer einen Drucker.

»Das ist Unsinn.«

»Nein.«

»Wir haben Vermögen.«

»Liquidität ist nicht Vermögen.«

»Wir können verkaufen.«

»Nicht schnell genug.«

»Refinanzieren.«

»Nicht zu den aktuellen Bewertungen.«

»Kapital erhöhen.«

»Die Investoren wollen nicht.«

»Dann neue.«

»Die schauen in dieselben Zahlen wie die alten.«

Ich stand wieder auf.

Diesmal langsam.

»Was schlägst du vor?«

»Einen echten Schnitt.«

»Was heißt echt?«

»Insolvenz vorbereiten, wo sie unvermeidlich ist. Kernobjekte schützen. Transparenz gegenüber den Banken. Keine Transfers mehr ohne saubere Dokumentation. Und du trittst vollständig zurück.«

Ich lachte nicht.

»Du willst mich aus meiner eigenen Firma werfen.«

»Ich will retten, was noch zu retten ist.«

»Ohne mich.«

»Vielleicht gerade deshalb.«

Ich ging auf ihn zu.

»Weißt du, was du ohne mich wärest?«

Markus sah mich an.

»Wahrscheinlich früher zu Hause.«

Für eine Sekunde hätte ich ihn schlagen können.

Nicht weil ich gewalttätig war. Ich war es nie gewesen.

Sondern weil er mit einem Satz etwas getroffen hatte, das ich seit Jahren nicht sehen wollte.

Zu Hause.

Elena. Meine Kinder. Sonntage. Ferien. Geburtstage, die in Kalendern standen wie Geschäftstermine.

Ich drehte mich weg.

»Geh.«

Diesmal ging er.

Um 18.07 Uhr fanden wir Geld.

Eine Gesellschaft überwies.

Die Zahlung ging durch.

Alle atmeten auf.

Ich auch.

Heute weiß ich: Der gefährlichste Moment einer Krise ist manchmal nicht, wenn etwas scheitert.

Sondern wenn man es ein letztes Mal schafft.

Kapitel 18 – Die Nacht der Listen

In der letzten Woche vor dem Zusammenbruch schlief niemand mehr.

Wir führten Listen.

Liste A: Zahlungen, die zwingend erfolgen mussten.

Liste B: Zahlungen, die warten konnten.

Liste C: Banken, die noch sprechen.

Liste D: Investoren, die vielleicht sprechen.

Liste E: Objekte, die kurzfristig verkauft werden konnten.

Liste F: Objekte, die wir niemals verkaufen wollten.

Am dritten Tag war Liste F leer.

Wir saßen in einem Besprechungsraum, den ich früher für zu klein gehalten hatte. Jetzt war er praktisch, weil niemand die Kraft hatte, weit

zu gehen. Auf dem Tisch standen kalte Pizzakartons, Kaffeebecher und Laptops mit Ladegeräten, die sich wie schwarze Wurzeln über den Boden zogen.

Markus war wieder da.

Ich hatte ihn nicht gebeten zurückzukommen.

Er war einfach gekommen.

Vielleicht war das Loyalität.

Vielleicht professionelle Eitelkeit.

Vielleicht wollte er nicht, dass das Ding ohne ihn unterging.

»London bietet weniger«, sagte Riedl.

»Wie viel weniger?«

Er nannte die Zahl.

»Unverschämt.«

»Markt.«

»Geiermarkt.«

»Auch ein Markt.«

Ich sah zu Markus.

»Was sagt Zürich?«

»Kein Geld ohne Mehrheiten.«

»Dann geben wir ihnen Mehrheiten.«

»Du hast gestern gesagt, niemals.«

»Gestern war gestern.«

Niemand kommentierte es.

Um zwei Uhr nachts kam ein Anwalt herein. Er hatte keine Krawatte mehr und trug einen Aktenordner unter dem Arm.

»Wir müssen über Insolvenzantragspflichten sprechen.«

Ich hob den Kopf.

»Nicht jetzt.«

»Gerade jetzt.«

»Wir haben Angebote.«

»Keine verbindlichen.«

»Sie werden verbindlich.«

»Wann?«

»Morgen.«

Der Anwalt setzte sich nicht.

»Peter, es geht nicht mehr darum, ob du an eine Lösung glaubst. Es geht darum, was objektiv dokumentiert werden kann.«

Ich hasste dieses Wort.

Objektiv.

Es war das juristische Gegenteil von Hoffnung.

»Dann dokumentieren Sie die Gespräche.«

»Das tun wir.«

»Also?«

»Also müssen wir parallel die Anträge vorbereiten.«

Ich stand auf.

»Niemand bereitet einen Insolvenzantrag für die Holding vor.«

Im Raum bewegte sich niemand.

Der Anwalt sah zu Markus.

Ich bemerkte es.

»Schauen Sie mich an, wenn Sie mit mir sprechen.«

Er tat es.

»Dann sage ich es Ihnen direkt: Wenn die gesetzlichen Voraussetzungen eintreten, ist das keine Frage Ihrer Zustimmung.«

Ich ging zur Tür.

Draußen war der Flur leer. Die Büros lagen im Halbdunkel. Auf den Schreibtischen standen Fotos von Kindern, Kaffeetassen, Pflanzen. Dinge von Menschen, die am Montag vielleicht noch hier arbeiten würden.

Vielleicht nicht.

Ich ging bis zum Ende des Flurs und blieb vor einem Modell unseres größten Wiener Projekts stehen.

Glasfassaden. Innenhöfe. Bäume aus grünem Schaumstoff. Kleine Menschen aus Plastik.

Ich erinnerte mich an den Tag, an dem wir das Modell enthüllt hatten. Architekten, Politiker, Champagner. Ein Fotograf hatte mich gebeten, näher an das Modell zu treten.

»Noch ein bisschen«, hatte er gesagt.

Ich hatte meine Hand über eines der Dächer gehalten, als würde ich die Stadt segnen.

Jetzt stand ich allein davor.

Markus kam hinter mir.

»Die Investoren wollen morgen um sieben eine Schaltung.«

»Wer?«

Er nannte die Namen.

»Alle?«

»Fast.«

»Auer?«

»Ja.«

Ich nickte.

»Was wollen sie?«

»Dich raus.«

Es war drei Uhr zwölf.

Ich sah auf die kleine Modellstadt.

»Und wenn ich Nein sage?«

Markus trat neben mich.

»Dann entscheiden sie ohne dich.«

Ich dachte an Friedrich Berg.

Du kannst noch entscheiden, was du verlierst.

»Wie lange habe ich?« fragte ich.

»Bis sieben.«

Ich lächelte.

»Vier Stunden.«

»Ja.«

»In vier Stunden habe ich größere Dinge gekauft.«

Markus sah mich an.

»Diesmal willst du nichts kaufen.«

»Was dann?«

»Zeit.«

Wir standen schweigend vor dem Modell.

Vier Stunden.

Damals erschien mir das wenig.

Heute, in meiner Zelle, weiß ich, wie lang vier Stunden sein können.

TEIL IV – DER FALL

Kapitel 19 – Sieben Uhr

Um sieben Uhr morgens sahen Menschen am Bildschirm immer ehrlicher aus.

Vielleicht lag es am Licht. Vielleicht daran, dass niemand genug geschlafen hatte, um seine Maske ordentlich aufzusetzen.

Zwölf Fenster erschienen auf der Videowand. Zürich. München. Paris. Hamburg. Wien. Ein Anwalt aus London. Zwei Investorenvertreter. Viktor Auer saß in einem Raum mit Holzvertäfelung und trug bereits Anzug und Krawatte.

Ich hatte nicht geschlafen.

Markus saß rechts von mir. Vor ihm lag eine Seite Papier.

»Beginnen wir«, sagte Viktor.

Kein Guten Morgen.

Früher hätte ich das registriert und vergessen. Jetzt speicherte ich jedes Detail wie ein Beschuldigter, der sein eigenes Verfahren beobachtet.

Ein Vertreter der Investoren las die Bedingungen vor.

Neue Restrukturierungsführung.

Verkauf definierter Vermögenswerte.

Sperre wesentlicher Auszahlungen.

Freigaberechte der Kapitalgeber.

Und dann der Punkt, den alle kannten.

»Herr Zocker legt mit sofortiger Wirkung sämtliche Funktionen im Beirat und alle sonstigen Steuerungsrollen nieder.«

Ich sah auf die Kamera.

»Sonst?«

Der Vertreter hob den Blick.

»Sonst steht kein zusätzliches Kapital zur Verfügung.«

»Wie viel Kapital?«

Er nannte die Summe.

Sie war kleiner als am Vortag.

»Das reicht nicht.«

»Es ist das Angebot.«

»Das ist keine Rettung. Das ist eine öffentliche Hinrichtung mit Überbrückungskredit.«

Niemand reagierte.

Viktor räusperte sich.

»Peter, hör auf, das persönlich zu nehmen.«

Ich lachte.

»Ihr wollt mich aus dem Unternehmen drängen, das ich aufgebaut habe, und ich soll es nicht persönlich nehmen?«

»Es geht nicht mehr um dich.«

»Es ging immer um mich, wenn ihr Geld verdient habt.«

Ein Anwalt sagte: »Wir sollten auf der Sachebene bleiben.«

Ich drehte mich zur Kamera.

»Sie bekommen Ihr Honorar unabhängig davon, wer den Laden führt. Sie dürfen gern auf der Sachebene bleiben.«

Markus legte eine Hand auf meinen Unterarm.

Ich zog ihn weg.

Dann sagte Viktor etwas, das ich nie vergessen habe.

»Wir haben dir zu lange geglaubt.«

Der Satz war leise.

Kein Vorwurf. Keine Wut.

Fast Trauer.

»Was soll das heißen?« fragte ich.

»Dass du jede Krise so verkauft hast wie früher ein Projekt: als Gelegenheit, größer zu werden. Und wir haben mitgemacht.«

»Weil es funktioniert hat.«

»Bis es das nicht mehr tat.«

»Und jetzt wollt ihr so tun, als hättet ihr nichts gewusst?«

»Nein. Ich will mir nicht einreden, dass ich nichts gewusst habe.«

Zum ersten Mal an diesem Morgen sagte jemand etwas, das nicht vorbereitet wirkte.

Ich schaute in die zwölf Fenster.

Plötzlich sah ich keine Investoren mehr. Ich sah Männer, die später erklären würden, wann sie misstrauisch geworden waren. Wer ihnen welche Unterlagen gegeben hatte. Welche Sitzung entscheidend gewesen war.

Ich sah Zukunft in Vergangenheitsform.

»Ich unterschreibe«, sagte ich.

Markus drehte den Kopf.

Jemand fragte: »Sie stimmen den Bedingungen zu?«

»Ja.«

»Vollständig?«

»Schicken Sie die Dokumente.«

Die Schaltung endete um 7.48 Uhr.

Niemand verabschiedete sich persönlich.

Ich blieb sitzen.

Markus sagte nichts.

»Was?« fragte ich.

»Nichts.«

»Du wolltest doch, dass ich gehe.«

»Ich wollte, dass du entscheidest, bevor andere entscheiden.«

»Dann sei zufrieden.«

»Bist du es?«

Ich stand auf.

»Zufriedenheit ist für Leute ohne Termine.«

Mein Telefon vibrierte.

Clara Stern.

**Stimmt es, dass du zurücktrittst? Ich brauche eine
Stellungnahme.**

Ich starrte auf die Nachricht.

»Woher weiß sie das?«

Markus sah nicht auf mein Telefon.

»Es wissen zwanzig Leute.«

»Seit drei Minuten.«

»Das reicht.«

Ich tippte keine Antwort.

Zehn Minuten später erschien die erste Eilmeldung.

Der Mann, der jahrelang geglaubt hatte, er könne jeden Zeitpunkt bestimmen, erfuhr aus dem Internet, wann seine eigene Ära offiziell beendet war.

Kapitel 20 – Der Antrag

Die Insolvenz kam nicht wie ein Unfall.

Sie kam wie ein Protokoll.

Drei Wochen nach meinem Rückzug saß ich in einem Konferenzraum und hörte zu, wie Juristen darüber diskutierten, welches Gericht zuständig war, welche Gesellschaft zuerst einen Antrag stellen musste und ob die Liquiditätsplanung noch eine positive Fortbestehensprognose rechtfertigte.

Es war absurd.

Ein Unternehmen, das einmal Flughäfen, Kaufhäuser und Stadtviertel in Präsentationen wie Spielfiguren verschoben hatte, war auf Fragen reduziert wie: Wer darf morgen noch eine Rechnung bezahlen?

Ich war offiziell nicht mehr zuständig.

Deshalb war ich da.

Nicht im Raum. Nebenan.

Ein kleiner Besprechungsraum mit Milchglaswand. Markus kam zwischendurch herein und berichtete.

»Die Holding wird morgen einreichen.«

Ich sah ihn an.

»Morgen?«

»Ja.«

»Wir haben doch noch das Angebot aus Abu Dhabi.«

»Nicht verbindlich.«

»Es wird verbindlich.«

»Peter.«

»Was?«

»Es wird nicht verbindlich.«

Ich ging zum Fenster.

Unten standen zwei Kamerateams.

»Wer hat denen gesagt, dass wir hier sind?«

»Niemand muss es ihnen sagen. Sie stehen inzwischen jeden Tag da.«

Ich zog die Jalousie halb herunter.

»Wie hoch sind die Verbindlichkeiten?«

»Welche Definition?«

»Die, die morgen in der Zeitung steht.«

Er nannte eine Zahl.

Ich schüttelte den Kopf.

»Das ist brutto.«

»Ja.«

»Dann werden sie schreiben, wir hätten diese Summe verloren.«

»Wahrscheinlich.«

»Und keiner wird die Assets danebenstellen.«

»Wahrscheinlich auch.«

Ich setzte mich.

»Was passiert mit den Leuten?«

Markus sah mich an.

»Welche?«

»Den Mitarbeitern.«

Er antwortete nicht sofort.

Das verletzte mich mehr als jede Zahl.

»Du glaubst, ich frage das nur für die Presse.«

»Ich glaube, du fragst es spät.«

Ich sah auf den Tisch.

»Wie viele?«

Er nannte eine ungefähre Zahl.

Ich dachte an die Fotos auf den Schreibtischen. An die Pflanzen im Flur. An Menschen, deren Namen ich nie gelernt hatte, obwohl sie Jahre für mich gearbeitet hatten.

»Wir müssen eine Botschaft schicken.«

»Die Kommunikation bereitet etwas vor.«

»Nein. Von mir.«

»Du bist zurückgetreten.«

»Gerade deshalb.«

Markus schüttelte den Kopf.

»Lass es.«

»Warum?«

»Weil jedes Wort von dir jetzt wie Rechtfertigung klingt.«

»Vielleicht will ich mich nicht rechtfertigen.«

»Was dann?«

Ich wusste es nicht.

Entschuldigen?

Wofür genau?

Für eine Insolvenz? Für schlechte Entscheidungen? Für zu viel Wachstum? Für den Glauben, dass man Zeit kaufen könne?

Entschuldigungen brauchten einen klaren Gegenstand. Ich hatte nur ein Trümmerfeld.

Am nächsten Tag wurde der Antrag gestellt.

Die Nachricht erschien um 10.16 Uhr auf meinem Telefon.

Nordlicht Holding beantragt Sanierungsverfahren.

Ich saß zu Hause.

Elena war im oberen Stockwerk. Die Kinder nicht da.

Ich öffnete den Artikel.

Mein Foto stand daneben.

Nicht das Unternehmen.

Ich.

Ein Bild von einer Gala. Schwarzer Smoking. Lächeln. Elena neben mir, angeschnitten.

Ich las bis zum Ende.

Gläubiger. Milliarden. Unsicherheit. Warenhäuser. Banken. Projekte. Investoren.

Mein Name zwölfmal.

Markus zweimal.

Elena gar nicht.

Ich legte das Telefon weg.

Das Haus war still.

Zum ersten Mal begriff ich, dass ein Unternehmen sterben konnte und trotzdem weiterleben würde.

Als Geschichte.

Und dass ich in dieser Geschichte längst nicht mehr der Erzähler war.

Kapitel 21 – Die Geier

Nach der Insolvenz kamen Menschen, die ich vorher nie gesehen hatte und plötzlich alles über uns wussten.

Insolvenzverwalter. Gutachter. Forensiker. Prozessfinanzierer. Spezialisten für Distressed Assets. Anwälte, deren Stundensätze selbst in meiner Welt unverschämt waren.

Sie öffneten Schränke, Datenräume und E-Mail-Archive.

Sie fragten nach Zahlungen, die drei Jahre zurücklagen.

Warum diese Gesellschaft jener Gesellschaft Geld geliehen hatte.

Warum ein Berater diese Rechnung gestellt hatte.

Warum ein Objekt zu diesem Wert eingebracht worden war.

Warum ein Vertrag nicht dort unterschrieben worden war, wo er wirtschaftlich wirkte.

Früher nannte man solche Konstruktionen Struktur.

Jetzt nannte man sie Sachverhalt.

Ich bekam jeden Morgen Mappen von meinen Anwälten.

Anfechtungsansprüche.

Auskunftsbegehren.

Herausgabeverlangen.

Gläubigeranmeldungen.

Pressefragen.

Ich las kaum noch Zeitungen und wusste trotzdem, was darin stand, weil meine Anwälte jeden problematischen Satz markierten.

Luxusimperium auf Pump.

Das Milliardenpuzzle.

Wer wusste was?

Wo ist das Vermögen?

Der letzte Titel blieb hängen.

Wo ist das Vermögen?

Als hätten wir Milliarden in einem Keller versteckt.

Ich rief Clara an.

Sie ging beim zweiten Klingeln ran.

»Überraschung«, sagte sie.

»Was soll diese Schlagzeile?«

»Welche?«

»Wo ist das Vermögen?«

»Nicht von mir.«

»Dein Blatt.«

»Ich bin nicht das Blatt.«

»Bequem.«

»Peter, warum rufst du wirklich an?«

Ich schwieg.

»Willst du reden?« fragte sie.

»Off the record.«

»Nein.«

»Dann nicht.«

»Du rufst mich an.«

Ich legte nicht auf.

Sie wartete.

»Die Leute tun so, als wäre alles weg«, sagte ich.

»Viel ist weg.«

»Wert ist nicht weg. Wert hat sich verschoben.«

»Das klingt wie ein Satz aus einer Präsentation.«

»Es stimmt.«

»Für wen?«

»Was?«

»Für wen ist der Wert noch da? Für die Banken? Für die Investoren?
Für die Mitarbeiter? Für dich?«

Ich sah aus dem Fenster.

»Du willst eine Moralgeschichte.«

»Nein. Ich will verstehen, was du glaubst.«

»Ich glaube, dass wir zu spät reagiert haben.«

»Wir?«

»Alle.«

»Das ist ein großes Wort.«

»Es waren viele beteiligt.«

»Das stimmt.«

Ihre Ruhe machte mich nervös.

»Sag doch einfach, was du denkst.«

»Ich denke, dass Systeme praktisch sind, weil sich nachher jeder darin verstecken kann.«

Ich legte auf.

Zwei Tage später erschien ihr Artikel.

Er war fair.

Das machte ihn schlimmer.

Keine Beleidigung. Keine Spekulation. Nur Chronologie.

Darlehen. Bewertungen. Finanzierungen. Beteiligungen.

Entscheidungen.

Nebeneinander gestellt ergaben die Fakten ein Bild, das ich nie gesehen hatte, obwohl ich jedes einzelne Detail kannte.

Elena legte mir den Artikel auf den Tisch.

»Lies ihn noch einmal«, sagte sie.

»Ich habe ihn gelesen.«

»Nicht als Angegriffener.«

»Wie dann?«

»Als jemand, der nicht weiß, wer du bist.«

Ich schob die Zeitung weg.

»Ich weiß, wer ich bin.«

Sie sah mich an.

»Das ist ja das Problem.«

Kapitel 22 – Mein eigenes Konkursverfahren

Ich hatte Firmen insolvent gesehen.

Eine persönliche Insolvenz war etwas anderes.

Ein Unternehmen hat eine Bilanz. Ein Mensch hat Schubladen.

Plötzlich interessierten sich fremde Leute für Uhren, Gemälde, Fahrzeuge, Konten, Beteiligungen, Versicherungen, Möbel und die Frage, wem ein Weinkeller gehörte.

Dinge, die gestern Privatleben gewesen waren, wurden Vermögenspositionen.

Mein Insolvenzverwalter war ein Mann namens Dr. Ludwig Kern. Mitte fünfzig, unauffälliger Anzug, leise Stimme. Er hatte nichts von einem Gegner.

Genau deshalb mochte ich ihn nicht.

Menschen, die laut wurden, konnte ich bekämpfen. Kern fragte.

»Herr Zocker, wem gehört das Gemälde im Salon?«

»Der Stiftung.«

»Welcher?«

Ich nannte sie.

»Seit wann?«

»Jahren.«

»Haben Sie Unterlagen zur Übertragung?«

»Meine Anwälte.«

Er machte eine Notiz.

»Die Uhr, die Sie heute tragen?«

Ich sah auf mein Handgelenk.

»Privat.«

»Das ist keine Eigentumskategorie.«

»Sie gehört mir.«

»Dann ist sie anzugeben.«

Ich zog die Uhr ab und legte sie auf den Tisch.

»Bitte.«

Kern sah sie nicht einmal an.

»Es geht nicht darum, Ihnen Dinge abzunehmen. Es geht darum, das Vermögen vollständig festzustellen.«

»Dasselbe sagen Menschen, wenn sie einem Dinge abnehmen.«

Er hob den Blick.

»Sie haben selbst den Insolvenzantrag gestellt.«

»Weil ich keine Alternative hatte.«

»Das ändert die Pflichten nicht.«

Ich wusste das.

Natürlich wusste ich das.

Aber Wissen ist etwas anderes, wenn es den eigenen Kleiderschrank betrifft.

Später ging ich durch das Haus.

Ich berührte Dinge.

Ein Foto der Kinder.

Eine Bronzeskulptur.

Einen alten Holzstuhl, den Elena auf einem Markt in Südfrankreich gekauft hatte.

Zum ersten Mal fragte ich mich bei allem: Wem gehört das eigentlich?

Ich hatte Besitz immer für eindeutig gehalten.

Man kauft etwas. Man bezahlt. Es gehört einem.

In meiner Welt war es anders geworden.

Eine Stiftung hielt Anteile. Eine Gesellschaft besaß ein Haus. Eine andere Gesellschaft hatte ein Nutzungsrecht. Kunst war verliehen, Fahrzeuge geleast, Beteiligungen verpfändet.

Ich hatte Jahrzehnte damit verbracht, Eigentum zu strukturieren.

Nun musste ich beweisen, was davon überhaupt meines war.

Am Abend saß Elena im Wohnzimmer.

»Kern war da«, sagte ich.

»Ich weiß.«

»Er fragt nach allem.«

»Das ist sein Job.«

»Du klingst wie mein Anwalt.«

»Vielleicht solltest du deinem Anwalt öfter zuhören.«

Ich setzte mich.

»Hast du Angst?«

Sie sah mich an.

»Seit einem Jahr.«

»Wovor?«

»Dass du irgendwann glaubst, du hättest nur Geld verloren.«

Ich lehnte den Kopf zurück.

»Was denn sonst?«

Sie antwortete nicht sofort.

»Uns.«

Das Wort war leiser als alles, was an diesem Tag gesagt worden war.

Kapitel 23 – Sechs Uhr vier

Sie kamen um sechs Uhr vier.

Ich weiß das, weil der Wecker neben dem Bett 6:04 zeigte, als die Klingel ertönte.

Nicht einmal hektisch.

Einmal.

Dann noch einmal.

Elena setzte sich auf.

»Wer ist das?«

Ich wusste es.

Noch bevor ich die Stimmen unten hörte.

Noch bevor jemand meinen Namen sagte.

Noch bevor unser Sicherheitsmann über die Gegensprechanlage erklärte, dass Beamte vor dem Tor standen.

Es gibt Nachrichten, die der Körper früher versteht als der Kopf.

Ich zog eine Hose und ein Hemd an.

Keine Uhr.

Im Flur begegnete mir meine Tochter. Barfuß, verschlafen.

»Papa?«

»Geh ins Zimmer.«

»Was ist?«

»Nichts.«

Das war das dümmste Wort, das ich je gesagt habe.

Unten standen acht Personen.

Staatsanwaltschaft. Polizei. Ein IT-Spezialist.

Die Frau, die mir den Beschluss zeigte, war jünger, als ich erwartet hatte.

»Herr Zocker, wir führen eine gerichtlich bewilligte Durchsuchung durch.«

Ich nahm das Papier.

Mein Name stand oben.

Darunter Worte, die ich aus Besprechungen kannte und nie mit meinem Privatleben verbunden hatte.

Verdacht.

Vermögensverschiebung.

Gläubiger.

Beweismittel.

»Mein Anwalt ist unterwegs«, sagte ich.

»Selbstverständlich.«

Sie waren höflich.

Höflichkeit war an diesem Morgen unerträglich.

Sie öffneten Schubladen, fotografierten Unterlagen, sicherten Telefone und Computer. Ein Beamter bat Elena um den Zugangscode zu einem Tablet. Ein anderer stand vor dem Weinkeller und telefonierte.

Ich wollte schreien, dass sie vorsichtig sein sollten.

Nicht mit dem Wein.

Mit meinem Leben.

Mein Anwalt kam nach vierzig Minuten. Dr. Heller. Er trug keinen Mantel, obwohl es draußen kalt war.

»Sag nichts«, sagte er leise.

»Ich sage immer etwas.«

»Heute nicht.«

Wir gingen in die Bibliothek.

»Was haben sie?« fragte ich.

»Genug für den Beschluss.«

»Das heißt nichts.«

»Es heißt, dass du jetzt nicht dein eigener Pressesprecher bist.«

»Ich habe nichts versteckt.«

»Gut.«

»Diese Stiftung ist seit Jahren so strukturiert.«

»Peter.«

»Was?«

»Nicht mit mir üben.«

Ich ging ans Fenster.

Draußen stand ein Polizeifahrzeug.

Am Tor tauchte ein Fotograf auf.

»Woher wissen die das schon wieder?«

Heller sah hinaus.

»Vielleicht wohnen Journalisten inzwischen bei dir im Gebüsch.«

Ich hätte gelacht, wenn meine Tochter nicht im oberen Stock geweint hätte.

Gegen Mittag sagte die Staatsanwältin, ich müsse mitkommen.

»Als was?« fragte ich.

»Als Beschuldigter.«

»Das bin ich seit Monaten.«

»Heute auch als Festgenommener.«

Elena stand im Flur.

Ich sah sie an.

Es gibt Momente, in denen eine Ehe in einem Blick mehr Geschichte hat als in zwanzig Jahren Gesprächen.

Angst.

Wut.

Liebe.

Erschöpfung.

Und etwas, das ich nicht ertragen konnte.

Mitleid.

»Ich rufe an«, sagte ich.

Heller schüttelte kaum sichtbar den Kopf.

Natürlich würde ich nicht einfach anrufen.

Zum ersten Mal seit ich ein eigenes Telefon besaß, konnte ich niemandem versprechen, wann ich mich melden würde.

Vor dem Haus warteten Kameras.

Ich hatte Tausende Male gelernt, wie man aus einem Auto steigt.

Kopf hoch.

Nicht zu schnell.

Nicht suchen, wo die Kamera ist.

Diesmal musste ich lernen, wie man einsteigt, wenn man nicht selbst bestimmt, wohin die Fahrt geht.

Kapitel 24 – Die erste Nacht

Die erste Nacht im Gefängnis war nicht die schlimmste.

Die zweite war schlimmer.

In der ersten hat man noch Adrenalin.

Man ordnet. Man plant. Man führt Gespräche im Kopf. Man formuliert Sätze für Anwälte, Gerichte, Familie, Öffentlichkeit.

In der zweiten Nacht versteht man, dass morgen dieselbe Tür da sein wird.

Ich lag auf dem Bett und hörte Geräusche aus dem Gang.

Schritte.

Schlüssel.

Eine Stimme.

Ein Husten.

Irgendwo schlug jemand gegen Metall.

Ich dachte an Hotels.

Nicht an die teuren. An ein billiges Hotel in Innsbruck, in dem ich mit neunzehn nach einem Termin übernachtet hatte, weil ich den letzten Zug verpasst hatte. Das Zimmer war klein gewesen, das Bett schlecht, die Wand dünn. Ich hatte damals kaum geschlafen, weil ich vor Aufregung eine Finanzierung durchrechnete.

Ich war glücklich gewesen.

Das überraschte mich.

Ich hatte diese Version von mir vergessen.

Am nächsten Morgen kam Heller.

Wir saßen uns in einem Raum gegenüber, getrennt durch einen Tisch, der am Boden befestigt war.

»Die Staatsanwaltschaft will Untersuchungshaft«, sagte er.

»Natürlich.«

»Sie argumentiert mit Verdunkelungs- und Tatbegehungsgefahr.«

»Tatbegehung? Welche Tat soll ich im Gefängnis begehen? Eine Holding gründen?«

»Genau diese Sätze lässt du bitte vor Gericht weg.«

»Ich habe kooperiert.«

»Das sehen sie anders.«

»Wegen was?«

Er öffnete eine Mappe.

Zahlungen.

Übertragungen.

Stiftungen.

Mietvorauszahlungen.

Wertgegenstände.

E-Mails.

Einzelne Vorgänge, die plötzlich nebeneinander lagen.

»Das ist konstruiert«, sagte ich.

»Vielleicht.«

»Nicht vielleicht.«

Heller sah mich an.

»Peter, ich bin dein Verteidiger. Nicht dein Beichtvater und nicht dein Publikum. Wenn ich dir helfen soll, musst du aufhören, jede Frage wie einen Angriff zu behandeln.«

Ich lehnte mich zurück.

»Was willst du wissen?«

»Wann hast du begriffen, dass du persönlich zahlungsunfähig werden könntest?«

»Das ist keine einfache Frage.«

»Für die Staatsanwaltschaft schon.«

»Es gab immer Optionen.«

»Bis wann?«

»Es gab immer Optionen.«

Er schloss die Mappe.

»Genau da liegt unser Problem.«

»Welches?«

»Du beantwortest eine zeitliche Frage mit deinem Weltbild.«

Ich sah auf meine Hände.

»Ich habe nie geglaubt, dass alles zusammenbricht.«

»Das glaube ich dir sogar.«

Ich hob den Kopf.

»Das klang nicht freundlich.«

»Es war auch nicht freundlich gemeint.«

Bei der Haftverhandlung sah ich zum ersten Mal die Staatsanwältin, die später in meinen Träumen auftauchen würde.

Dr. Miriam Falk.

Sie sprach ruhig.

Keine großen Gesten. Keine Schlagworte.

Sie sagte Daten.

Beträge.

Namen.

Und immer wieder denselben Satz:

»Nach dem derzeitigen Ermittlungsstand besteht der Verdacht...«

Verdacht.

Das Wort schützte sie juristisch und zerstörte mich öffentlich.

Mein Anwalt widersprach. Er sprach über Kooperation, Lebensmittelpunkt, Familie, fehlende Fluchtgefahr.

Ich hörte kaum zu.

Ich beobachtete die Richterin.

Sie blätterte.

Schrieb.

Frage.

Am Ende ordnete sie Untersuchungshaft an.

Ich hatte mit dem Ergebnis gerechnet.

Trotzdem verlor ich für einen Moment die Luft.

Auf dem Weg zurück zur Zelle fragte mich ein Beamter, ob alles in Ordnung sei.

Ich sah ihn an.

Dann musste ich lachen.

Er nicht.

»Entschuldigung«, sagte ich.

Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass ich mich bei jemandem entschuldigte, ohne dass ein Anwalt den Satz vorbereitet hatte.

TEIL V – DIE AKTEN

Kapitel 25 – Der Prozess

Der Gerichtssaal roch nach Holz, Papier und Winterjacken.

Ich hatte mir Gerichte früher größer vorgestellt.

Vielleicht, weil Urteile in der Zeitung immer so endgültig klangen. Man erwartete Säulen, hohe Decken, etwas Monumentales. Stattdessen saß ich in einem Raum, der auch für eine Gemeinderatssitzung hätte gebaut worden sein können.

Nur die Kameras vor der Tür erinnerten daran, dass draußen Menschen warteten, die jedes Zucken meines Gesichts deuten würden.

Heller setzte sich neben mich.

»Nicht nach hinten schauen«, sagte er.

»Warum?«

»Weil dort die Presse sitzt.«

»Ich weiß, wo die Presse sitzt.«

»Genau deshalb.«

Ich legte die Hände auf den Tisch.

Keine Uhr.

Ich hatte mich daran gewöhnt, keine Uhr zu tragen. Im Gefängnis besaß Zeit keine elegante Form. Sie wurde ausgerufen. Wecken. Frühstück. Hof. Besuch. Einschluss.

Die Staatsanwältin Falk sortierte ihre Unterlagen.

Der Vorwurf des ersten Prozesses war klein im Vergleich zu dem Imperium, das zusammengebrochen war.

Eine Zahlung an meine Mutter.

Eine Vorauszahlung für ein Haus.

Beträge, die früher in unseren Sitzungen nicht einmal eine eigene Folie bekommen hätten.

Jetzt konnten sie Jahre meines Lebens kosten.

Die Richterin fragte nach meinen persönlichen Daten.

Name.

Geburtsdatum.

Beruf.

Bei Beruf zögerte ich.

»Unternehmer«, sagte ich.

Die Staatsanwältin sah kurz auf.

Heller schrieb etwas auf seinen Block.

Später zeigte er es mir.

Sag ehemaliger Unternehmer.

Ich strich das Wort ehemaliger durch.

Die Anklage wurde verlesen.

Es ist seltsam, sein eigenes Leben in der Sprache des Strafrechts zu hören.

Menschen verschwinden darin.

Eine Mutter wird zur Zahlungsempfängerin.

Ein Zuhause zur Mietliegenschaft.

Ein Zusammenbruch zur drohenden Zahlungsunfähigkeit.

Ein Gespräch zur subjektiven Tatseite.

Alles, was im Leben unübersichtlich ist, versucht das Recht in Sätze zu zwingen, die mit »indem« beginnen und mit einer Strafdrohung enden.

Als die Richterin mich fragte, ob ich mich schuldig bekenne, sagte ich: »Nein.«

Heller bewegte sich neben mir nicht.

Ich erklärte die Zahlung.

Familieninterne Verpflichtungen. Langfristige Planung. Kein Verstecken. Keine Schädigungsabsicht.

Ich sprach ruhig.

Gut sogar.

Ich merkte, wie alte Fähigkeiten zurückkehrten.

Ein Raum. Menschen. Eine Geschichte. Widerstand, der überwunden werden musste.

Für einen Augenblick war das Gericht nur ein schwieriger Investorentermin.

Dann fragte die Richterin:

»Herr Zocker, wann genau haben Sie Ihrer Mutter erstmals zugesagt, diesen Betrag zu zahlen?«

Ich nannte ein Jahr.

Falk hob den Kopf.

»Dazu gibt es eine Nachricht von Ihnen, die eine andere zeitliche Einordnung nahelegt.«

Sie las vor.

Nur einen Satz.

Von mir geschrieben.

Ich kannte ihn nicht mehr.

Heller beugte sich zu mir.

»Nicht improvisieren.«

Ich spürte, wie Hitze in mein Gesicht stieg.

»Das widerspricht sich nicht«, sagte ich.

Die Richterin sah mich an.

»Dann erklären Sie es.«

Und plötzlich war ich nicht mehr der Mann, der einen Raum beherrschte.

Ich war ein Mann, der erklären musste, warum sein eigener Satz nicht das bedeutete, was dort stand.

Am Abend in der Zelle spielte ich die Szene wieder und wieder durch.

Nicht die Anklage.

Nicht die mögliche Strafe.

Diesen einen Satz.

Ich hatte in meinem Leben Millionen Worte gesagt.

Am Ende konnte eines davon wichtiger sein als alle anderen.

Kapitel 26 – Markus spricht

Als Markus Thal den Saal betrat, sah er älter aus.

Nicht viel. Vielleicht fünf Jahre.

Wir hatten uns elf Monate nicht gesehen.

Er trug einen dunkelblauen Anzug und die Krawatte, die ich ihm einmal zu Weihnachten geschenkt hatte. Ich fragte mich, ob er es wusste.

Natürlich wusste er es.

Markus bemerkte mich, nickte knapp und setzte sich auf den Zeugenstuhl.

Die Richterin belehrte ihn.

Name. Beruf. Verhältnis zum Angeklagten.

»Ich war über viele Jahre in leitender Funktion in Unternehmen der Nordlicht-Gruppe tätig.«

»Waren Sie mit Herrn Zocker befreundet?«

Er überlegte.

Diese Sekunde tat weh.

»Wir standen uns nahe.«

Vergangenheit.

Die Staatsanwältin begann mit Fragen zur Unternehmensstruktur.

Wer entschied was?

Welche Rolle hatte ich nach meinem formalen Rückzug?

Wie liefen Finanzierungen?

Wer genehmigte Transfers?

Markus antwortete vorsichtig.

»Es gab formelle Zuständigkeiten.«

»Und informelle?«

»Natürlich.«

»Was heißt natürlich?«

»In einem Unternehmen mit einem Gründer wie Peter Zocker hat seine Meinung Gewicht.«

Falk sah zu mir.

»Gewicht oder Entscheidungsmacht?«

»Das hing vom Thema ab.«

Ich spürte, wie Heller neben mir etwas notierte.

Dann kamen sie zu den letzten Monaten.

Liquiditätslisten.

Banktermine.

Gesellschafterrunden.

Markus beschrieb die Nacht der Listen.

Nicht dramatisch. Fast trocken.

Gerade deshalb sah ich sie wieder vor mir.

Kalte Pizza.

Kaffee.

Bildschirme.

Vier Uhr morgens.

»Wann haben Sie persönlich geglaubt, dass eine Insolvenz wahrscheinlich wird?« fragte Falk.

Markus schwieg.

»Im Spätsommer.«

Mein Kopf ging hoch.

Spätsommer?

Das war Monate vor dem Antrag.

»Haben Sie das Herrn Zocker gesagt?«

»Ich habe ihm gesagt, dass wir ohne erhebliches neues Kapital in eine Situation kommen können, die nicht mehr beherrschbar ist.«

»Wie reagierte er?«

Markus sah kurz zu mir.

»Er war überzeugt, dass wir Kapital beschaffen würden.«

»War diese Überzeugung aus Ihrer Sicht realistisch?«

Heller stand auf.

»Das ist eine wertende Frage.«

Die Richterin nickte.

»Formulieren Sie anders.«

Falk wartete.

»Welche konkreten Zusagen lagen damals vor?«

Markus nannte Gespräche.

Absichtserklärungen.

Unverbindliche Angebote.

Keine feste Rettung.

Ich wollte ihm zurufen, dass er selbst bei diesen Gesprächen dabei gewesen war. Dass er mitgerechnet hatte. Dass er Investoren angerufen, Banken beruhigt und Präsentationen freigegeben hatte.

Dann fragte mein Anwalt.

Heller war gut.

Er zeigte, dass Markus Entscheidungen mitgetragen hatte.
Dass Szenarien offen waren.
Dass Bewertungen damals höher lagen.
Dass Investoren selbst noch Wochen vor der Insolvenz über neues
Kapital gesprochen hatten.
Markus bestätigte alles.
Und trotzdem fühlte ich mich verraten.
In einer Pause begegneten wir uns auf dem Gang.
Zwei Justizwachebeamte standen neben mir.
Er blieb stehen.
»Peter.«
»Markus.«
»Wie geht es dir?«
Ich lachte leise.
»Du warst immer stark in überflüssigen Fragen.«
Er sah auf die Beamten und wieder zu mir.
»Ich sage die Wahrheit.«
»Deine.«
»Nein.«
»Du hast alles mitgemacht.«
»Ja.«
Das überraschte mich.
»Und?«
»Und genau das sage ich.«
»Aber jetzt sitzt nur einer von uns da drin.«
Markus' Gesicht veränderte sich.
»Glaubst du wirklich, das sei für mich nichts?«
»Du gehst heute nach Hause.«
Er schwieg.
Das war meine ganze Argumentation.
Und sie war nicht falsch.
Aber sie war auch nicht die ganze Wahrheit.
Als sie mich zurück in den Saal führten, sagte Markus hinter mir:
»Ich wollte, dass wir früher aufhören.«
Ich drehte mich nicht um.

Zum ersten Mal fragte ich mich, ob er vielleicht nicht mich verraten hatte.

Sondern ich ihn.

Kapitel 27 – Elena

Elena kam an einem Donnerstag.

Besuchsraum zwei.

Zwischen uns eine Scheibe.

Telefonhörer.

Ich hatte diese Art von Besuch in Filmen gesehen und immer gedacht, die Scheibe sei eine dramaturgische Übertreibung. In Wirklichkeit war sie schlimmer, weil sie so sauber war.

Man konnte alles sehen.

Nur nichts berühren.

Sie setzte sich.

Die Haare kürzer als früher. Kein Schmuck außer einem schmalen Ring.

Nicht unserem Ehering.

Ich nahm den Hörer.

»Du siehst gut aus.«

»Du lügst schlechter.«

Ich lächelte.

Sie nicht.

»Wie geht es den Kindern?«

»Sie funktionieren.«

»Was heißt das?«

»Das, was es bei uns immer hieß.«

Ich sah sie an.

»Ich will nicht streiten.«

»Ich auch nicht.«

»Warum klingst du dann so?«

»Weil ich müde bin.«

Sie legte ihre freie Hand auf den Tisch.

»Die Anwälte waren wieder da.«

»Welche?«

»Von der Stiftung. Vom Insolvenzverwalter. Dann deine Verteidiger. Jeder erklärt mir, was ich sagen soll und was ich nicht sagen darf.«

»Du musst gar nichts sagen.«

»Genau das sagen alle.«

»Weil es stimmt.«

»Peter, ich habe zwanzig Jahre lang in deinem Leben gelernt, dass Schweigen eine Strategie ist. Ich möchte nicht mehr strategisch schweigen.«

Ich setzte mich gerader hin.

»Was willst du mir sagen?«

Sie sah mich lange an.

»Ich ziehe aus.«

Der Satz traf mich stärker als die Haftentscheidung. Vielleicht, weil kein Anwalt dagegen etwas tun konnte.

»Wohin?«

»Das ist nicht wichtig.«

»Für mich schon.«

»Nein. Für dich ist wichtig, ob das Haus in irgendeiner Vermögensaufstellung auftaucht.«

»Das ist unfair.«

»Ja.«

Sie nickte.

»Es ist unfair. Weißt du, wie lange ich darauf gewartet habe, unfair sein zu dürfen?«

Ich schwieg.

»Ich habe dich geliebt«, sagte sie.

»Vergangenheit?«

Sie schloss für einen Moment die Augen.

»Mach nicht aus allem eine Verhandlung.«

»Ich frage.«

»Nein. Du suchst die Formulierung, die dich rettet.«

Ich legte die Stirn an die Scheibe.

Kalt.

»Ich habe das nicht gewollt.«

»Was?«

»Dass es so endet.«

»Das glaube ich dir.«

»Wirklich?«

»Ja. Du wolltest nie ein Ende.«

Ich hob den Kopf.

Sie weinte nicht.

Ich hätte es leichter gefunden, wenn sie geweint hätte.

»Weißt du, wann ich verstanden habe, dass ich dich verliere?« fragte sie.

»Wann?«

»Nicht bei der Insolvenz. Nicht bei der Durchsuchung. Jahre vorher.

In London.«

Ich dachte an den Seitengang im Kaufhaus.

An ihre Frage.

Bist du jetzt angekommen?

»Du hast damals gesagt, für heute.«

Ich erinnerte mich.

»Ich wusste plötzlich, dass es nie ein Heute geben würde, das dir reicht.«

Der Beamte hinter ihr zeigte fünf Minuten an.

»Elena.«

»Ja?«

»Es tut mir leid.«

Sie sah mich an.

»Wofür?«

Ich öffnete den Mund.

Nichts kam.

Sie nickte langsam.

»Genau.«

Der Besuch endete.

Ich blieb sitzen, nachdem sie gegangen war.

Der Beamte sagte, ich müsse aufstehen.

»Eine Minute.«

»Herr Zocker.«

»Bitte.«

Vielleicht war es mein Ton. Vielleicht hatte er einen guten Tag.

Er ließ mich sitzen.

Ich starrte auf den leeren Stuhl hinter der Scheibe.

Zum ersten Mal in meinem Leben verstand ich, dass »Es tut mir leid« kein Satz war.

Es war eine Rechnung.

Und ich wusste nicht, wie hoch sie war.

Kapitel 28 – Clara stellt nur eine Frage

Clara Stern durfte mich nicht besuchen.

Nicht damals.

Meine Anwälte wollten es nicht, die Haftbedingungen machten es kompliziert, und ich wusste selbst nicht, ob ich sie sehen wollte.

Also schrieb sie mir.

Ein Brief.

Kein offizielles Interviewersuchen. Kein Briefkopf der Redaktion.

Vier Seiten mit der Hand.

Ich erkannte ihre Schrift nicht, weil ich noch nie etwas Handschriftliches von ihr bekommen hatte.

Sie erzählte nichts über die Ermittlungen.

Sie fragte nichts nach Konten, Stiftungen oder Verträgen.

Auf der letzten Seite stand nur:

Wenn du deine Geschichte selbst erzählen müsstest und niemand sie veröffentlichen würde - was würdest du weglassen?

Ich las den Satz fünfmal.

Dann legte ich den Brief weg.

Am Abend holte ich ihn wieder hervor.

Was würde ich weglassen?

Die erste Antwort war einfach.

Nichts.

Ich hatte immer geglaubt, Offenheit sei eine Frage der Menge. Je mehr Zahlen man zeigte, desto transparenter war man. Je dicker der Datenraum, desto geringer das Misstrauen.

Doch Clara fragte nicht nach Zahlen.

Sie fragte nach Geschichte.

Ich nahm einen Bleistift.

Papier bekam man in der Anstalt auf Antrag. Kein schweres Büttenpapier, keine Notizbücher mit geprägtem Leder. Dünne Blätter mit grauen Linien.

Ich schrieb:

Ich würde weglassen, wie oft ich Angst hatte.

Dann strich ich es durch.

Zu pathetisch.

Ich schrieb:

Ich würde weglassen, dass ich wusste, wie abhängig alles geworden war.

Auch das strich ich durch.

Zu belastend, dachte ein Teil meines Kopfes sofort.

Ich legte den Stift hin.

Selbst allein in einer Zelle schrieb ich für ein mögliches Gericht.

Ich begann noch einmal.

Ich würde meinen Vater weglassen.

Diesmal strich ich nichts.

Mein Vater war kein Geschäftsmann gewesen. Er verstand meine Welt nicht. Als ich meine erste Million verdient hatte, fragte er, ob ich jetzt endlich genug hätte.

Ich lachte ihn aus.

Nicht böse. Jedenfalls glaubte ich das.

»Genug wofür?« hatte ich gefragt.

»Zum Leben.«

»Ich lebe doch.«

Er sah mich an, als hätte ich seine Frage nicht verstanden.

Vielleicht hatte ich sie nicht verstanden.

Jahre später, bei der Eröffnung eines Hotels, saß er in der zweiten Reihe. Er trug einen Anzug, den Elena für ihn ausgesucht hatte. Nach der Rede kam er zu mir, legte beide Hände auf meine Schultern und sagte:

»Schön ist es.«

Nur das.

Keine Frage nach Kosten. Keine Frage nach Rendite. Kein Stolz auf die Größe.

Schön ist es.

Er starb, bevor das Imperium fiel.

Lange hatte ich das für Glück gehalten.

In dieser Nacht fragte ich mich, ob ich ihn deshalb in meiner Geschichte weglassen wollte, weil er mich an eine Version meines Lebens erinnerte, in der Geld nie die Hauptsache gewesen war.

Ich schrieb Clara zurück.

Nur einen Satz.

Ich würde wahrscheinlich genau das weglassen, was erklären würde, warum alles passiert ist.

Drei Wochen später kam ihre Antwort.

Dann fang dort an.

Dieser Satz wurde zum Anfang dieses Buches.

Kapitel 29 – Das Urteil

Urteile werden im Stehen verkündet.

Ich weiß nicht, wer diese Regel erfunden hat. Vielleicht soll der Körper begreifen, dass jetzt etwas Größeres geschieht als ein Gespräch.

Ich stand.

Heller stand neben mir.

Die Staatsanwältin stand.

Der Saal war voll.

Die Richterin begann mit Worten, die ich später hundertmal gelesen habe und trotzdem nie so gehört habe wie in diesem Moment.

»Im Namen der Republik...«

Danach kam mein Name.

Dann schuldig.

Das Wort war kleiner, als ich erwartet hatte.

Sie sprach weiter. Begründung. Vorsatz. Gläubigerinteressen. Zeitpunkt. Beweismittel.

Ich hörte einzelne Begriffe wie Steine, die gegen eine Scheibe flogen.

Heller schrieb.

Ich sah geradeaus.

Irgendwo hinter mir bewegte sich jemand. Ein Stuhl knarrte.

Die Richterin sprach über die Zahlung an meine Mutter. Sie erklärte, warum das Gericht meiner Darstellung nicht folgte. Sie verwies auf Nachrichten, zeitliche Abläufe, meine wirtschaftliche Situation.

Bei der zweiten Zahlung sprach sie mich frei.

Freispruch.

Ein gutes Wort.

An diesem Tag fühlte es sich nicht gut an.

Weil schuldig bereits im Raum war.

Dann die Strafe.

Zwei Jahre.

Unbedingt.

Ich atmete ein.

Zwei Jahre waren in meinem alten Leben nichts gewesen. Ein Projektzyklus. Eine Bauphase. Die Zeit zwischen Grundstückskauf und Eröffnung.

Im Gefängnis war ein Nachmittag lang.

Heller legte mir die Hand auf den Arm.

»Wir melden Rechtsmittel an.«

Ich nickte.

Die Richterin redete noch. Rechtsmittelbelehrung. Kosten. Fortdauer der Haft.

Ich schaute auf die Uhr über der Tür.

11.47.

Draußen würden bereits Eilmeldungen laufen.

Peter Zocker zu zwei Jahren Haft verurteilt.

Sie würden den Freispruch im zweiten Punkt im dritten Absatz erwähnen.

Vielleicht im vierten.

Schuldig ist eine bessere Schlagzeile als teilweise freigesprochen.

Als wir den Saal verließen, riefen Journalisten meinen Namen.

»Herr Zocker, akzeptieren Sie das Urteil?«

»Herr Zocker, haben Sie Ihre Gläubiger bewusst geschädigt?«

»Herr Zocker, bereuen Sie etwas?«

Bereuen.

Dieses Wort verfolgte mich.

Was genau sollte ich bereuen?

Die Zahlung?

Die Insolvenz?

Das Imperium?

Den ersten Dachboden?

Elena?

Mich?

Im Transporter zurück zur Anstalt saß ich mit Handschellen an einem Gürtel befestigt. Durch das kleine Fenster sah ich Teile der Stadt. Ampeln. Fahrradfahrer. Eine Frau mit Kinderwagen. Ein Mann, der einen Kaffee trug.

Menschen gingen irgendwohin, ohne dass jemand eine Genehmigung dafür unterschreiben musste.

In der Zelle lag ein Brief von meiner Mutter.

Er war drei Tage alt.

Sie schrieb, ich solle mir keine Sorgen um sie machen.

Das war typisch.

Der Prozess handelte von einer Zahlung an sie, und sie machte sich Sorgen, dass ich mich um sie sorgen könnte.

Am Ende stand:

Du warst immer mein Bub. Egal, was sie schreiben.

Ich las den Satz und weinte.

Nicht lange.

Vielleicht eine Minute.

Dann faltete ich den Brief so ordentlich zusammen, als wäre Ordnung noch immer eine Form von Kontrolle.

Kapitel 30 – Hofgang

Im Gefängnis lernt man Menschen kennen, deren Nachnamen man nie erfährt.

Sami saß wegen Drogen.

Kurt wegen Betrugs.

Milan sagte nie, weshalb er da war, und niemand fragte ein zweites Mal.

Beim Hofgang gingen wir im Kreis.

Das ist kein Bild. Man geht tatsächlich im Kreis.

Zwanzig Männer, eine Mauer, ein Stück Himmel.

Am Anfang lief ich schnell. Ich wollte Strecke machen. Bewegung. Puls. Etwas, das nach Training aussah.

Kurt lachte mich aus.

»Du kannst hier keinen Rekord laufen.«

»Ich laufe keinen Rekord.«

»Du läufst, als würdest du aus dem Kreis rausverhandeln.«

Ich mochte ihn nicht.

Später mochte ich ihn gerade deshalb.

Er war früher Autohändler gewesen. Gebrauchtwagen. Kilometerstände, Finanzierungen, Scheinrechnungen. Er erzählte seine Geschichte mit einer Offenheit, die ich für Dummheit hielt.

»Du gibst einfach zu, dass du betrogen hast?« fragte ich einmal.

Er zuckte mit den Schultern.

»Das Gericht weiß es.«

»Darum geht es nicht.«

»Worum dann?«

»Du machst dich klein.«

Kurt blieb stehen.

Die anderen gingen an uns vorbei.

»Du glaubst, wenn du nie zugibst, dass du gefallen bist, bist du noch oben.«

»Ich bin nicht gefallen.«

Er sah auf meine Gefängnischuhe.

»Stimmt.«

Dann ging er weiter.

Ich hasste Gefängnisphilosophie.

Sie kam meistens von Männern, die viel Zeit hatten und wenig zu verlieren.

Vielleicht war das der Grund, warum sie manchmal traf.

Nach einigen Wochen wusste Kurt, wer ich war. Natürlich wusste es jeder. Zeitungen lagen im Aufenthaltsraum. Fernsehen gab es. Manche behandelten mich respektvoll, weil sie Zahlen beeindruckten. Andere fanden es lustig, dass einer wie ich dieselben Plastiktablets trug wie sie.

Sami fragte mich, wie man reich werde.

»Warum?«

»Wenn ich rauskomme.«

»Mach etwas, das andere brauchen.«

»Drogen brauchen sie auch.«

Ich musste lachen.

»Etwas Legales.«

»Ah.«

Er dachte nach.

»Immobilien?«

Diesmal lachten alle.

Ich auch.

Das war neu.

Früher hätte ich den Witz als Respektlosigkeit empfunden. Im Hof war er nur ein Witz.

Einmal fragte Milan: »Vermisst du das Geld?«

Ich sagte sofort: »Nein.«

Dann dachte ich nach.

»Ich vermisse, was Geld verhindert.«

»Was?«

»Warten.«

Milan nickte.

Er verstand.

Geld hatte mein Leben beschleunigt. Fast jedes Problem ließ sich durch Geld in eine andere Zeitzone verschieben. Privatjet statt Flughafen. Privatarzt statt Termin. Fahrer statt Parkplatz. Anwalt statt Formular.

Jetzt wartete ich auf alles.

Auf Essen.

Auf Post.

Auf Besuch.

Auf Entscheidungen.

Auf Türen.

Vielleicht war Gefängnis deshalb die präzise Strafe für mich.

Nicht die Enge.

Das Warten.

Kapitel 31 – Die zweite Anklage

Heller brachte die zweite Anklage in einer roten Mappe.

Rot war bei ihm nie zufällig.

»Wie schlimm?« fragte ich.

»Willst du die juristische oder die menschliche Antwort?«

»Juristische.«

»Umfangreicher.«

»Menschliche?«

»Du wirst wütend werden.«

»Dann fang an.«

Es ging um Gegenstände.

Uhren. Schmuck. Bargeld. Eine Sammlung von Manschettenknöpfen. Dinge, die in einem Tresor bei Angehörigen gefunden worden waren.

Die Staatsanwaltschaft behauptete, ich hätte Vermögen dem Zugriff meiner Gläubiger entziehen wollen.

Ich las die Liste.

»Das ist lächerlich.«

»Der Gesamtwert ist nicht lächerlich.«

»Im Verhältnis zu den Forderungen schon.«

»Strafrecht rechnet nicht nur in Verhältnissen.«

»Diese Sachen waren seit Jahren dort.«

»Dann müssen wir das beweisen.«

»Wir? Das müssen die beweisen.«

Heller nickte.

»Im Strafprozess ja. In deiner öffentlichen Geschichte leider nicht.«

Ich warf die Mappe auf den Tisch.

»Was willst du damit sagen?«

»Dass die Schlagzeile schon geschrieben ist: Luxusgüter bei Familie versteckt.«

»Aber es stimmt nicht.«

»Das entscheidet das Gericht.«

»Bis dahin bin ich trotzdem der Mann, der Uhren versteckt.«

»Ja.«

Ich stand auf und ging zwei Schritte. Mehr Platz gab der Besprechungsraum nicht her.

»Wer hat ausgesagt?«

Heller nannte Namen.

Bei einem blieb ich stehen.

»Er?«

»Ja.«

Ein früherer Mitarbeiter. Nicht engster Kreis, aber nah genug. Jemand, dessen Bonus ich einmal verdoppelt hatte, weil er Weihnachten durchgearbeitet hatte.

»Was sagt er?«

»Dass du persönlich angeordnet hast, bestimmte Gegenstände wegzubringen.«

»Das ist gelogen.«

»Dann greifen wir es an.«

»Warum macht er das?«

»Vielleicht glaubt er es so.«

»Man glaubt keine Anordnung.«

»Er sagt, er habe sie gehört.«

Ich setzte mich wieder.

»Was bekommt er dafür?«

»Nichts, soweit wir wissen.«

»Jeder bekommt etwas.«

Heller schloss die Mappe.

»Das ist einer deiner gefährlichsten Sätze.«

»Weil er stimmt.«

»Weil er erklärt, warum du Loyalität immer für eine Transaktion gehalten hast.«

»Du bist mein Anwalt.«

»Ja.«

»Dann verteidige mich.«

»Tue ich. Aber ich muss wissen, wie du denkst, wenn ich verhindern soll, dass du dich im Gericht selbst zerstörst.«

Ich sah ihn an.

»Ich habe niemandem gesagt, er soll Vermögen verstecken.«

»Gut.«

»Und die Sachen waren nicht versteckt.«

»Gut.«

»Warum klingt es bei dir, als würdest du mir nicht glauben?«

Heller lehnte sich zurück.

»Weil mein Glaube keine Beweisaufnahme ersetzt.«

Ich hasste gute Anwälte.

Kapitel 32 – Die Dinge

Vor dem zweiten Prozess bekam ich Fotos der beschlagnahmten Gegenstände.

Beweismittelnummern darunter.

Eine Uhr, die Elena mir zum vierzigsten Geburtstag geschenkt hatte.

Ein Paar Manschettenknöpfe meines Vaters.

Bargeld in einem Umschlag.

Zwei Ringe.

Eine alte Goldmünze.

Auf den Fotos lagen die Dinge auf grauem Untergrund mit Maßstab daneben.

Nichts sieht luxuriös aus, wenn es als Beweismittel fotografiert wird.

Ich blieb bei den Manschettenknöpfen hängen.

Sie waren nicht besonders wertvoll. Mein Vater hatte sie zu seiner Hochzeit getragen. Nach seinem Tod gab meine Mutter sie mir.

Ich hatte sie nie benutzt.

Zu altmodisch.

Jetzt diskutierten Juristen darüber, wem sie gehörten und wo sie gelagert worden waren.

Ich schob das Foto zu Heller.

»Die will ich zurück.«

»Darum geht es gerade nicht.«

»Für mich schon.«

»Peter, wenn sie dir gehören, sind sie gegebenenfalls Teil der Masse.«

»Das sind die Manschettenknöpfe meines Vaters.«

»Ich verstehe das.«

»Nein.«

Ich zog das Foto wieder zu mir.

»Du verstehst es juristisch.«

Er sagte nichts.

Das Gericht hörte mehrere Zeugen.

Der ehemalige Mitarbeiter behauptete, ich hätte in einer Besprechung gesagt: »Bringt das weg, bevor die alles nehmen.«

Ich konnte mich an diesen Satz nicht erinnern.

Das Problem war: Er klang nach mir.

Nicht exakt.

Aber nah genug.

Heller zerlegte seine Aussage. Wann? Wer war dabei? Was genau meinte »das«? Welche Gegenstände? Welche konkrete Handlung folgte?

Der Zeuge wurde unsicher.

Dann sagte er: »Bei Herrn Zocker wusste man, was gemeint war.«

Heller stand auf.

»Ich beantrage, diese Wertung nicht als Tatsachenwahrnehmung zu behandeln.«

Die Richterin nickte.

Aber der Satz war im Raum.

Bei Herrn Zocker wusste man, was gemeint war.

Ich dachte an all die Jahre, in denen ich stolz darauf gewesen war, Dinge nicht aussprechen zu müssen.

Ein Blick genügte.

Ein Satzfragment.

»Kümmern Sie sich.«

»Lösen Sie das.«

»Das will ich morgen nicht mehr sehen.«

Führung nannte ich das.

Jetzt war Unklarheit mein Gegner.

In der Mittagspause sagte ich zu Heller: »Vielleicht habe ich so etwas gesagt.«

Er sah mich scharf an.

»Was?«

»Nicht über die Gegenstände. Allgemein. Irgendwann.«

»Sag das nicht im Saal.«

»Ich will nicht lügen.«

»Dann sag die Wahrheit präzise. Erinnerung ist keine Lotterie. Du darfst keine fremde Behauptung übernehmen, nur weil sie sprachlich zu dir passt.«

Ich nickte.

Am Abend in der Zelle dachte ich an die Manschettenknöpfe.

Mein Vater hatte nie verstanden, warum jemand mehr als einen guten Anzug brauchte.

Wenn er mich jetzt hätte sehen können - einen Mann, dessen Anwälte um Gegenstände stritten, die er jahrzehntelang kaum beachtet hatte -, hätte er wahrscheinlich nur den Kopf geschüttelt.

Nicht wegen des Geldes.

Wegen der Zeit, die ich Dingen gegeben hatte, die am Ende nicht einmal wussten, wem sie gehörten.

Kapitel 33 – Das Angebot

Die Staatsanwältin machte kein Angebot.

So nannte Heller es auch nicht.

»Es gibt eine Möglichkeit, das Verfahren abzukürzen«, sagte er.

Wir saßen wieder im Besuchsraum für Anwälte. Ich kannte inzwischen jede Macke auf dem Tisch. Eine dunkle Kerbe links. Zwei eingeritzte Buchstaben. Einen Fleck, der aussah wie Kaffee und vielleicht Blut war. Im Gefängnis lernt man, Unsicherheit nicht zu romantisieren.

»Abkürzen wie?«

»Teilgeständnis. Klare Einordnung einzelner Vorgänge. Dafür wäre die Staatsanwaltschaft bei der Strafhöhe gesprächsbereit.«

Ich lehnte mich zurück.

»Ich gestehe nichts, was ich nicht getan habe.«

»Das habe ich nicht verlangt.«

»Dann gibt es nichts zu besprechen.«

Heller legte die Hände auf die Mappe.

»Es gibt Dinge, die du getan hast und die du rechtlich anders bewertest.«

»Das ist etwas anderes.«

»Vor Gericht nicht immer.«

Ich stand auf.

»Ich habe mein ganzes Leben lang gegen Leute verloren, die gesagt haben, etwas sei unmöglich. Ich fange nicht jetzt an, Dinge zuzugeben, nur weil es taktisch bequemer ist.«

»Das ist kein Immobilienprojekt.«

»Ich weiß.«

»Nein.«

Heller sprach ruhig.

»Du weißt es intellektuell. Aber du verhältst dich noch immer, als würdest du mit genug Energie einen Ausgang erzwingen.«

Ich setzte mich wieder.

»Was genau erwarten sie?«

Er erklärte es.

Keine große Beichte. Keine dramatische Pressekonferenz.

Einzelne Sachverhalte anerkennen. Verantwortung für bestimmte Entscheidungen übernehmen. Auf die Erzählung verzichten, alle anderen hätten alles entschieden.

»Und dafür?«

»Keine Garantie.«

Ich lachte.

»Natürlich nicht.«

»Aber eine realistische Chance auf eine mildere Gesamtbetrachtung.«

Ich schwieg.

»Peter«, sagte Heller, »du musst nicht unschuldig an deinem ganzen Leben sein, um dich gegen falsche Vorwürfe zu verteidigen.«

Der Satz blieb hängen.

In meiner Welt hatte es nur zwei Zustände gegeben.

Richtig oder falsch.

Gewonnen oder verloren.

Deal oder kein Deal.

Vielleicht hatte ich deshalb so große Schwierigkeiten mit Verantwortung. Verantwortung war kein Schuldspruch. Sie war die Anerkennung, dass man an einem Ergebnis beteiligt war, selbst wenn man nicht alles kontrolliert hatte.

»Ich denke darüber nach«, sagte ich.

Heller nickte.

»Das ist neu.«

»Was?«

»Dass du über etwas nachdenkst, bevor du Nein sagst.«

Ich zeigte ihm den Mittelfinger.

Er grinste.

Es tat gut, dass jemand grinste.

Kapitel 34 – Markus' Brief

Der Brief kam ohne Absender.

Ich erkannte Markus' Handschrift auf dem Umschlag.

Nicht, weil ich je viele Briefe von ihm bekommen hätte. Aber er schrieb Zahlen auf Ausdrucke. Große, nach rechts geneigte Ziffern. Seine Sieben hatte immer einen Querstrich.

Der Brief war sechs Seiten lang.

Er begann nicht mit einer Entschuldigung.

Peter, ich weiß nicht, ob du diesen Brief lesen willst. Ich schreibe ihn trotzdem, weil ich irgendwann gemerkt habe, dass unsere letzten Gespräche nur noch aus Verteidigung bestanden. Du gegen uns. Wir gegen dich. Niemand mehr gegen das eigentliche Problem.

Ich las weiter.

Er schrieb über die Anfangsjahre. Über Zugfahrten nach Wien. Über billige Büros. Über den ersten großen Banktermin, bei dem ich versehentlich mit zwei verschiedenen Socken erschienen war und niemand es bemerkt hatte, weil ich zwei Stunden lang so geredet hatte, als gehöre mir die Bank.

Ich musste lachen.

Dann schrieb er über die späteren Jahre.

Über Sitzungen, in denen keiner mehr fragte, ob wir ein Projekt machen sollten, sondern nur noch, wie.

Über seine eigenen Fehler.

Ich hätte früher gehen können. Das sage ich nicht, um mich reinzuwaschen. Im Gegenteil. Ich blieb, weil ich Geld verdiente, weil ich wichtig war und weil es berauschend war, in deiner Nähe zu erleben, wie aus einem Satz eine Milliarde wurde.

Ich legte den Brief weg.

Das war das erste Mal, dass jemand aus meinem alten Kreis nicht so tat, als hätte nur ich vom System profitiert.

Ich las weiter.

Du warst nicht allein verantwortlich. Aber du warst der Einzige, bei dem ein Zweifel im Raum sofort wie Illoyalität wirkte. Wir haben uns daran angepasst. Das war unsere Entscheidung. Deine war, es zu genießen.

Ich spürte Ärger.

Natürlich.

Dann las ich den Satz noch einmal.

Deine war, es zu genießen.

Er hatte recht.

Ich genoss es, wenn Menschen mich ansahen, bevor sie entschieden.

Ich genoss es, wenn ein Raum still wurde, sobald ich sprach.

Ich genoss die Geschichte vom Schulabbrecher, der Männern mit Dokortiteln erklärte, wie Märkte funktionierten.

Macht ist nicht nur die Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen.

Macht ist das Gefühl, dass andere ihre Entscheidungen an dir ausrichten.

Am Ende schrieb Markus:

Ich weiß nicht, ob wir noch Freunde sind. Vielleicht waren wir es nie auf eine gesunde Art. Aber ich wünsche dir, dass du irgendwann etwas findest, das du nicht größer machen musst, um es wertvoll zu finden.

Ich faltete den Brief zusammen.

In derselben Nacht begann ich meine Antwort.

Sie wurde länger als seine.

Ich schrieb über alles.

Die erste Wohnung.

Viktor.

Elena.

Die letzte Nacht.

Die Angst.

Als ich fertig war, waren es zwölf Seiten.

Am nächsten Morgen zerriss ich sie.

Nicht weil sie falsch waren.

Weil sie zu wahr waren.

Ich schrieb stattdessen:

Ich habe deinen Brief gelesen. Danke. Peter.

Feigheit kann sehr höflich aussehen.

Kapitel 35 – Der zweite Richterspruch

Im zweiten Verfahren wurde ich teilweise verurteilt und teilweise freigesprochen.

Wieder dieses Dazwischen.

Wieder Schlagzeilen, die aus einem komplexen Urteil einen Satz machten.

Die Richterin erklärte ausführlich, bei welchen Gegenständen sie den Nachweis einer strafbaren Vermögensverschiebung als erbracht ansah und bei welchen nicht.

Ich hörte diesmal anders zu.

Nicht besser.

Nur weniger überzeugt davon, dass jedes Wort gegen mich Teil eines Systems war.

Als die Geldstrafe und die bedingte Freiheitsstrafe genannt wurden, beugte Heller sich zu mir.

»Wir prüfen das.«

»Natürlich.«

»Du klingst müde.«

»Bin ich.«

Draußen fragte ein Reporter: »Herr Zocker, ist das heute ein Sieg oder eine Niederlage?«

Früher hätte ich geantwortet.

Heute ging ich weiter.

Sieg oder Niederlage.

Was für eine kindische Frage.

Im Transporter dachte ich darüber nach, wie oft ich selbst so gedacht hatte.

Ein Projekt bekommen - Sieg.

Konkurrent ausgestochen - Sieg.

Bank überzeugt - Sieg.

Kritischen Artikel abgewehrt - Sieg.

Geld verloren - Niederlage.

Kontrolle verloren - Niederlage.

Vielleicht war mein Leben deshalb so schnell geworden. Wer alles als Wettkampf versteht, darf nie aufhören, weil Pause wie Rückstand wirkt.

Zurück in der Anstalt fragte Kurt: »Wie war's?«

»Gemischt.«

»Also wie Kantinenessen.«

Ich lachte.

»Teilweise schuldig, teilweise frei.«

Kurt nickte.

»Dann bist du jetzt offiziell ein Mensch.«

»Was soll das heißen?«

»Nicht nur Held oder arschloch. Irgendwas dazwischen.«

»Danke.«

»Gern.«

Er biss in einen Apfel.

»Ist sowieso entspannter.«

Ich dachte an die Millionen Menschen, die mich nie getroffen hatten und trotzdem eine klare Meinung über mich besaßen.

Genie.

Betrüger.

Visionär.

Hasardeur.

Opfer der Zinswende.

Architekt des eigenen Untergangs.

Alle wollten ein Wort.

Vielleicht, weil ein Mensch schwerer auszuhalten ist als ein Etikett.

Kapitel 36 – Die Mutter

Meine Mutter war kleiner geworden.

Das fiel mir beim Besuch sofort auf.

Natürlich war sie nicht wirklich kleiner. Aber sie saß gebeugt, die Schultern nach vorn, als trüge sie eine unsichtbare Tasche.

Sie nahm den Hörer.

»Bub.«

Nur sie durfte mich so nennen.

»Mama.«

»Du schaust schlecht aus.«

»Du auch.«

»Frech bist du noch.«

Sie lächelte.

Ich lächelte zurück.

Dann wurde es still.

Der Prozess hatte sie in die Öffentlichkeit gezogen. Reporter vor dem Haus. Fotos. Fragen. Menschen, die glaubten, eine alte Frau müsse erklären, warum ihr Sohn ihr Geld gegeben hatte.

»Es tut mir leid«, sagte ich.

Sie winkte ab.

»Für was?«

»Für alles.«

»Das ist zu viel.«

Ich musste lachen.

»Elena hat mir dasselbe Problem erklärt.«

Meine Mutter sah mich streng an.

»Dann entschuldige dich richtig.«

»Wie?«

»Für eine Sache nach der anderen.«

Ich sah sie an.

Sie hatte nie eine Universität besucht. Nie einen Aufsichtsrat gesehen. Nie eine Due Diligence gelesen.

Und trotzdem war dieser Satz klüger als vieles, wofür ich Millionen an Berater gezahlt hatte.

»Es tut mir leid, dass du wegen mir vor Kameras stehen musstest.«

Sie nickte.

»Gut.«

»Es tut mir leid, dass ich dir Dinge erklärt habe, die du unterschreiben solltest, ohne sicherzugehen, dass du sie wirklich verstehst.«

Ihre Augen wurden feucht.

»Ich hab dir vertraut.«

»Ich weiß.«

»Das war nicht falsch.«

Ich schluckte.

»Vielleicht manchmal schon.«

Sie legte ihre Hand an die Scheibe.

Ich tat dasselbe.

Glas dazwischen.

Wieder Glas.

»Du warst immer so schnell«, sagte sie.

»War ich?«

»Schon als Kind. Essen schnell. Reden schnell. Fahrrad schnell. Immer irgendwohin.«

»Und?«

»Ich hab nie verstanden, wohin.«

Ich lächelte.

»Ich auch nicht.«

Sie lachte leise.

Dann sagte sie: »Vielleicht bist jetzt endlich da.«

Ich sah mich um.

Gefängnisbesuchsraum.

Plastikstuhl.

Telefonhörer.

»Ausgerechnet hier?«

»Manchmal braucht's eine Wand.«

Ich sah meine Mutter an.

Zum ersten Mal empfand ich die Zelle nicht nur als Ort, an dem mir etwas genommen worden war.

Vielleicht war sie auch ein Ort, an dem nichts mehr zwischen mir und mir selbst stand.

Außer Zeit.

Kapitel 37 – Was übrig bleibt

Monate später brachte Heller eine Nachricht, die früher mein ganzes Team beschäftigt hätte.

Ein großes Objekt war verkauft worden.

Eines unserer Kronjuwelen.

Ich hatte jahrelang behauptet, wir würden es niemals verkaufen.

»Preis?« fragte ich.

Er nannte ihn.

Ich verzog das Gesicht.

»Zu billig.«

Heller lachte.

»Da ist er wieder.«

»Wer?«

»Der alte Peter.«

»Der alte Peter hätte es nie zu dem Preis verkauft.«

»Der alte Peter hat es auch nicht geschafft, es zu behalten.«

Ich sah ihn an.

»Heute bist du philosophisch.«

»Ich habe schlecht geschlafen.«

Er gab mir einen Zeitungsausschnitt.

Ein Foto des Gebäudes. Neuer Eigentümer. Neue Pläne.

Mein Name tauchte erst weit unten auf.

Ich las den Artikel zweimal.

Früher hätte mich das gekränkt.

Jetzt spürte ich etwas Unerwartetes.

Erleichterung.

Das Gebäude stand noch.

Natürlich stand es noch.

Was hatte ich erwartet? Dass es zusammen mit meiner Firma einstürzte?

Menschen gingen hinein. Geschäfte öffneten. Reinigungskräfte kamen morgens. Lichter gingen abends aus.

Ein Gebäude brauchte mich nicht, nur weil ich es einmal gekauft hatte.

Diese Erkenntnis war demütigend und befreiend zugleich.

Ich begann Listen zu schreiben.

Nicht über Zahlungen.

Über Dinge, die ohne mich weitergingen.

Meine Kinder gingen zur Schule.

Elena zog um.

Markus arbeitete für eine andere Firma.

Die Kaufhäuser verkauften weiter Parfüm und Schuhe, manche unter neuen Eigentümern, manche gar nicht mehr.

Banken finanzierten andere Unternehmer.

Journalisten schrieben neue Geschichten.

Die Stadt baute weiter.

Am Ende schrieb ich:

Die Welt war nie mein Projekt.

Ich starrte auf den Satz.

Dann ließ ich ihn stehen.

Kapitel 38 – Kein Schlusswort

Beim letzten großen Termin vor der Berufungsentscheidung fragte Heller, ob ich ein persönliches Schlusswort vorbereiten wolle.

»Muss ich?«

»Nein.«

»Dann nicht.«

Er nickte.

Am Abend änderte ich meine Meinung.

Ich schrieb eine Seite.

Dann drei.

Dann zwölf.

Ich erklärte die Märkte. Die Zinswende. Die Investoren. Die Banken. Die operative Verantwortung anderer Manager. Die Bewertungen. Den Wettbewerb. Die Pandemie. Den Einzelhandel.

Alles stimmte.

Und alles klang wie eine Ausrede.

Ich zerriss die Seiten.

Ich begann neu.

Ich habe viele Entscheidungen getroffen, weil ich glaubte, dass eine Lösung immer möglich ist, wenn man nur schnell genug handelt. Dieser Glaube hat mich erfolgreich gemacht. Er hat mich auch blind gemacht.

Ich hielt inne.

War das ein Geständnis?

Nein.

War es PR?

Vielleicht.

Ich schrieb weiter.

Ich bestreite Vorwürfe, die ich für falsch halte, und werde mich dagegen verteidigen. Gleichzeitig weiß ich heute, dass rechtliche Verantwortung nicht die einzige Verantwortung ist, die ein Mensch trägt.

Dieser Satz gefiel mir nicht.

Zu sauber.

Zu klug.

Ich strich ihn.

Dann schrieb ich:

Ich habe Menschen zu oft das Gefühl gegeben, Zweifel seien Verrat. Das war mein Fehler.

Ich ließ den Satz stehen.

Ich habe geglaubt, Kontrolle sei dasselbe wie Führung. Das war mein Fehler.

Auch der blieb.

Ich habe meiner Familie zugemutet, in einem Leben zu wohnen, das nach außen größer wurde und innen immer weniger Platz hatte. Das war mein Fehler.

Meine Hand zitterte.

Ich legte den Stift hin.

Am nächsten Tag nahm ich die Seite mit in den Gerichtssaal.

Als die Richterin fragte, ob ich noch etwas sagen wolle, stand ich auf.

Ich sah auf das Papier.

Dann faltete ich es zusammen.

»Ja«, sagte ich.

Ich sprach frei.

Nicht alles, was ich geschrieben hatte.

Nicht alles, was ich dachte.

Aber zum ersten Mal sprach ich nicht, um einen Raum zu gewinnen.

Ich sprach, weil es nichts mehr zu gewinnen gab.

Als ich fertig war, setzte ich mich.

Heller sagte nichts.

Später, im Transporter, fragte ich ihn: »War das dumm?«

Er sah mich an.

»Juristisch?«

»Ja.«

»Vielleicht.«

»Und menschlich?«

Er lächelte. »Frag jemand anderen.«

TEIL VI – WAS DIE AKTEN NICHT WISSEN

Kapitel 39 – Das Höchstgericht

Die Entscheidung des Höchstgerichts kam an einem Donnerstag.

Heller erschien am Vormittag, obwohl unser Termin erst für den nächsten Tag geplant war. Als er den Raum betrat, wusste ich, dass etwas passiert war. Anwälte kommen nie einen Tag zu früh, wenn sie gute Nachrichten per Telefon überbringen könnten.

Er setzte sich und legte zwei Ausdrucke auf den Tisch.

»Sie haben entschieden.«

»Alles?«

»Den ersten Komplex.«

Ich nahm das Papier nicht.

»Sag es.«

Heller atmete langsam aus.

»Der Schuldspruch wegen der Zahlung an deine Mutter bleibt.«

Ich nickte.

Ich hatte mir vorgenommen, nicht zu reagieren. Kein Fluchen. Keine Frage nach den Richtern. Kein Satz darüber, dass niemand unsere Argumente verstanden hatte.

Es gelang fast.

»Und die andere Sache?«

»Der Freispruch wird aufgehoben.«

Jetzt nahm ich das Papier.

»Was?«

»Neu verhandeln.«

»Ich war freigesprochen.«

»Ja.«

»Also haben sie meinen Schuldspruch bestätigt und meinen Freispruch aufgehoben.«

»So kann man es sagen.«

»Großartig.«

Heller schwieg.

Ich begann zu lesen. Juristische Sprache. Begründungsmängel. Feststellungen. Subjektive Tatseite. Zurückverweisung.

»Das ist doch absurd.«

»Es ist das Urteil.«

»Entscheidung.«

»Entscheidung.«

Ich las weiter.

In der alten Welt hätte ich sofort telefoniert. Krisensitzung. Presseerklärung. Juristische Analyse. Kommunikationsstrategie. Wer spricht mit wem? Welche Botschaft setzen wir?

Jetzt saß ich mit Heller in einem Raum ohne Fenster und konnte nichts tun.

»Wann neu?«

»Wahrscheinlich im Herbst.«

»Wahrscheinlich?«

»Das Gericht terminiert.«

Ich legte die Entscheidung hin.

»Dann fangen wir wieder von vorne an.«

»Nicht ganz.«

»Fühlt sich aber so an.«

Heller faltete die Hände.

»Peter, ich möchte, dass du eine Sache verstehst.«

»Wenn dieser Satz beginnt, ist es nie etwas Angenehmes.«

»Der rechtskräftige Schuldspruch ist jetzt Teil deiner Biografie.

Dagegen gibt es keine Kommunikationsstrategie.«

Ich sah ihn an.

»Glaubst du, das weiß ich nicht?«

»Ich glaube, du verstehst es wie eine schlechte Bewertung: als etwas, das mit der nächsten Transaktion überschrieben werden kann.«

»Und was soll ich stattdessen tun?«

»Damit leben.«

Ich lachte ohne Humor.

»Dafür bezahle ich dich?«

»Nein. Dafür kannst du niemanden bezahlen.«

Später im Hof ging ich allein.

Kurt war entlassen worden. Sami in einen anderen Trakt verlegt.

Milan saß noch da, lief aber heute nicht.

Ich ging Runde um Runde.

Rechtskräftig.

Das Wort war endgültiger als Gefängnismauern.

Eine Mauer konnte irgendwann eine Tür haben. Rechtskraft bedeutete: Diese Geschichte wird nicht mehr verhandelt.

Ich dachte an meine Mutter.

An ihren Satz: Entschuldige dich für eine Sache nach der anderen.

Ich hatte mich bei ihr für die Kameras entschuldigt. Dafür, dass ich sie in komplizierte Strukturen hineingezogen hatte.

Aber nicht für die Zahlung selbst.

Weil ich noch immer glaubte, dass ich ihr das Geld aus einem Grund gegeben hatte, der sich richtig anfühlte.

Vielleicht war genau darin die Schwierigkeit.

Recht und eigenes Gefühl waren nicht verpflichtet, denselben Ausgang zu nehmen.

Am Abend schrieb ich meiner Mutter einen Brief.

Das Gericht hat entschieden. Ich weiß, dass du sagen wirst, ich soll mich nicht ärgern. Ich ärgere mich trotzdem. Aber ich will nicht, dass du glaubst, du hättest etwas falsch gemacht. Wenn jemand für meine Entscheidungen verantwortlich ist, dann ich.

Ich las den Satz.

Wenn jemand für meine Entscheidungen verantwortlich ist, dann ich.

Früher wäre mir das banal vorgekommen.

In der Zelle klang es fast revolutionär.

Kapitel 40 – Fünf Millionen

Die nächste Anklage war dicker als die vorige.

Heller brachte sie in zwei Mappen.

»Was diesmal?« fragte ich.

»Betrug und Vermögensdelikt.«

»Natürlich.«

»Peter.«

»Ich höre.«

Der Kern war eine Garantie, die ich einem Investor gegeben haben sollte. Eine Familienstiftung hatte Geld in unsere Holding geschoben, kurz bevor alles kippte. Die Staatsanwaltschaft behauptete, ich hätte Sicherheit vorgespiegelt, obwohl ich gewusst hätte, dass diese Sicherheit wirtschaftlich nicht das hielt, was ich versprach.

Schaden: rund fünf Millionen.

Ich las die Passage zweimal.

»Ich habe ihm die Garantie persönlich erklärt.«

»Das bestreiten sie nicht.«

»Er hatte Berater.«

»Auch das nicht.«

»Drei Anwälte. Einen Steuerberater. Einen eigenen Investmentchef.«

»Steht alles drin.«

»Und jetzt soll ich ihn betrogen haben?«

Heller deutete auf einen Absatz.

»Sie sagen, du hättest entscheidende Informationen über die wirtschaftliche Situation der Holding nicht offengelegt.«

»Er kannte die Lage.«

»Welche genau?«

»Die Märkte. Die Zinsen. Unsere Finanzierung.«

»Das ist nicht die Frage.«

Ich schloss die Mappe.

»Was ist mit dem Gewehr?«

Heller verzog den Mund.

»Du hast schon gelesen.«

»Natürlich.«

Ein Jagdgewehr, teuer, Sonderanfertigung. Die Anklage behauptete, ich hätte es nicht ordnungsgemäß angegeben.

Ich musste lachen.

»Wir reden über Milliarden und sie kommen mit einem Gewehr.«

»Das Strafrecht hat keinen Mindestmaßstab für Ironie.«

»Es lag im Jagdhaus.«

»Dann müssen wir klären, wem es gehörte und wer darüber verfügen konnte.«

Ich rieb mir das Gesicht.

»Weißt du, was das Verrückte ist?«

»Sag es mir.«

»Früher hatten wir ganze Teams, die Eigentum strukturiert haben. Steuer. Haftung. Nachfolge. Finanzierung. Für jeden Gegenstand eine Gesellschaft, für jede Gesellschaft einen Zweck. Und jetzt soll ich mich erinnern, wem ein Gewehr gehörte.«

Heller sah mich an.

»Das ist vielleicht weniger verrückt, als du glaubst.«

Ich wusste, was er meinte.

Komplexität war lange ein Vorteil gewesen. Sie machte Deals möglich, Steuern planbar, Risiken trennbar, Investoren flexibel.

Im Zusammenbruch verwandelte sie sich in Nebel.

Und im Nebel stellte jeder dieselbe Frage:

Wer wusste was?

Ich erinnerte mich an den Investor. Johannes Falkner. Ein stiller Mann aus einer Familie, deren Vermögen älter war als unsere Republik. Wir hatten gemeinsam gegessen. Er mochte Rotwein und hasste Präsentationen.

»Sag mir einfach, ob dein Wort gilt«, hatte er einmal gesagt.

Ich hatte geantwortet: »Immer.«

Damals empfand ich das als Stärke.

Jetzt lag dieser Satz in einer Anklageschrift.

Nicht wörtlich. Aber in seinem Schatten.

»Willst du wissen, was ich denke?« fragte Heller.

»Seit wann fragst du vorher?«

»Ich denke, dieser Prozess wird der schwierigste.«

»Warum?«

»Weil es nicht nur darum geht, was du unterschrieben hast. Es geht darum, was du wusstest, als du unterschrieben hast.«

Ich sah die Mappen an.
Was wusste ich?
Das war die Frage, die mein ganzes Leben rückwärts fraß.
Ich wusste, dass Liquidität knapp war.
Ich wusste, dass Banken nervös wurden.
Ich wusste, dass wir Kapital brauchten.
Ich glaubte trotzdem, dass wir es bekommen würden.
Wann wird Hoffnung zur Täuschung?
Nicht in einem Moment.
Vielleicht genau deshalb sind solche Prozesse so schwer.

Kapitel 41 – Bozen

Italien war immer schön gewesen, solange ich dort gekauft hatte.

Hotels. Grundstücke. Wein. Essen. Gespräche, die später begannen und länger dauerten als in Deutschland oder Österreich.

Jetzt kam Italien als Akte.

Ein Verfahren im Norden. Ermittlungen über Genehmigungen, Kontakte, Berater, politische Beziehungen. Die Medien gaben dem Komplex einen Namen, als wäre er eine Fernsehserie.

»Sie wollen ein Hauptverfahren«, sagte Heller.

»Gegen mich?«

»Gegen viele.«

»Wie viele?«

Er nannte eine Zahl.

Ich pfiff leise.

»Dann brauchen sie einen größeren Saal.«

Heller reagierte nicht.

»Was werfen sie mir konkret vor?«

Er erklärte es.

Ein Netzwerk. Einfluss. Absprachen. Vorteile.

Teile klangen für mich völlig fremd. Andere erinnerten an Dinge, die in der Immobilienwelt normal gewesen waren: Termine mit Bürgermeister, Gespräche mit Behörden, lokale Berater, Menschen, die Menschen kannten.

»Kontakte sind doch keine Straftat.«

»Nein.«

»Warum klingt jeder Kontakt in einer Anklage wie eine Verschwörung?«

»Weil eine Anklage den Verdacht beschreibt, nicht deine Weihnachtskarte.«

Ich lächelte.

»Du wirst sarkastisch.«

»Berufsschaden.«

Italien beschäftigte mich stärker, als ich zugab.

Vielleicht wegen meiner ersten Verurteilung Jahre zuvor. Schon damals hatte ein italienisches Steuerverfahren eine Rolle gespielt. Ich hatte mir danach geschworen, nie wieder in die Nähe solcher Geschichten zu kommen.

Und doch war ich wieder da.

Nicht am selben Ort.

Aber im selben Gefühl.

Ein System von Beziehungen, das im Erfolg wie Netzwerk wirkte und im Ermittlungsakt wie Struktur.

In der Zelle zeichnete ich auf ein Blatt Kreise.

Banken.

Investoren.

Politiker.

Berater.

Manager.

Anwälte.

Familie.

Journalisten.

Mich in der Mitte.

Dann strich ich den Kreis um mich durch.

Vielleicht lag genau darin die Täuschung.

Ich hatte mich immer in der Mitte gesehen.

In Wahrheit hatte jeder Mensch in diesem System seinen eigenen Mittelpunkt.

Der Bürgermeister wollte wiedergewählt werden.

Der Banker seinen Kredit zurück.
Der Investor Rendite.
Der Berater sein Honorar.
Der Journalist eine Geschichte.
Der Manager Karriere.
Ich wollte wachsen.
Solange diese Interessen zusammenpassten, nannten wir es Erfolg.
Als sie auseinanderfielen, nannten wir es Affäre.
Das entschuldigte nichts.
Aber es erklärte vielleicht, warum so viele Menschen später
behaaupteten, sie hätten nur ihren Teil gesehen.
Ich auch.

Kapitel 42 – Viktor kommt

Viktor Auer besuchte mich an einem Montag.
Ich hatte nicht damit gerechnet.
Als sein Name auf dem Besuchszettel stand, dachte ich zuerst an
einen Fehler.
Er setzte sich hinter die Scheibe, nahm den Hörer und sagte: »Du
siehst beschissen aus.«
»Du auch.«
»Bei mir ist es das Alter.«
Denselben Satz hatte Friedrich Berg Jahre zuvor gesagt.
Ich musste lachen.
Viktor grinste.
»Gut. Du kannst noch lachen.«
»Warum bist du hier?«
»Weil du nicht ans Telefon gehst.«
»Sehr witzig.«
Sein Gesicht wurde ernst.
»Ich wollte dich sehen.«
»Nach zwei Jahren?«
»Ja.«
»Du hast vor Gericht ausgesagt.«

»Ich wurde geladen.«

»Du hättest weniger sagen können.«

»Und du hättest weniger machen können.«

Da war sie wieder, unsere alte Sprache.

Stich gegen Stich.

Ich lehnte mich zurück.

»Wie viel hast du verloren?«

Viktor nannte keine Zahl.

»Genug.«

»Du hast trotzdem mehr als genug.«

»Das ist nicht der Punkt.«

»Bei Investoren ist Geld immer der Punkt.«

»Und bei dir?«

Ich schwieg.

Viktor sah mich durch die Scheibe an.

»Weißt du, was mich am meisten ärgert?«

»Dass du mir geglaubt hast.«

»Nein. Dass ich dir geglaubt habe, obwohl ich es besser wusste.«

Ich hob eine Augenbraue.

»Das ist bequem.«

»Ist es nicht. Bequem wäre, alles auf dich zu schieben.«

Er legte den Hörer kurz ab, rieb sich das Ohr, nahm ihn wieder.

»Ich war gierig.«

Ich starrte ihn an.

Von allen Sätzen, die ich erwartet hatte, war dieser nicht dabei.

»Du?«

»Ja, ich. Wir haben zweistellige Renditen gesehen, Wertsteigerungen, Ausschüttungen. Du kamst mit dem nächsten Projekt und ich dachte nicht: Ist das zu viel? Ich dachte: Wie viel bekomme ich?«

»Du willst dich jetzt entschuldigen?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Ich will, dass du aufhörst, dir einzureden, entweder du bist an allem schuld oder an gar nichts.«

Ich sah ihn an.

»Du klingst wie mein Anwalt.«

»Dann bezahl mich.«

Diesmal lachten wir beide.

Für einen Moment war es wie früher.

Nicht wirklich.

Aber nah genug, dass es wehtat.

»Warum hast du damals das Kapital nicht gegeben?« fragte ich.

Viktor wurde still.

»Weil ich Angst hatte, dass es nur reicht, damit du noch drei Monate weitermachst.«

»Vielleicht hätten drei Monate gereicht.«

»Vielleicht.«

»Denkst du manchmal daran?«

»Oft.«

»Ich auch.«

Der Beamte zeigte zehn Minuten.

Viktor legte die Hand an die Scheibe.

Nicht wie meine Mutter. Eher als wolle er prüfen, ob sie wirklich da war.

»Wenn du hier rauskommst«, sagte er, »mach nichts mit meinem Geld.«

Ich lächelte.

»Feigling.«

»Endlich.«

Als er ging, blieb ich lange sitzen.

Nicht jeder Abschied braucht Versöhnung.

Manchmal genügt es, wenn zwei Menschen endlich dieselbe Vergangenheit sehen, ohne sie gleich nennen zu müssen.

Kapitel 43 – Clara darf herein

Clara besuchte mich im Frühjahr.

Diesmal offiziell.

Kein Interview, hatte sie versprochen.

Heller hatte trotzdem zwanzig Minuten lang erklärt, was ich nicht sagen sollte.

»Wenn es kein Interview ist, warum darf ich dann nichts sagen?«

»Weil Journalisten auch Ohren haben, wenn sie nicht arbeiten.«

Clara setzte sich hinter die Scheibe und nahm den Hörer.

»Du bist dünner.«

»Das sagen alle.«

»Vielleicht stimmt es dann.«

»Du siehst gleich aus.«

»Das ist gelogen, aber danke.«

Wir schwiegen.

Mit manchen Menschen ist Schweigen unangenehm, weil man nichts zu sagen hat. Mit Clara war es unangenehm, weil es zu viel gab.

»Ich habe deine Antwort aufgehoben«, sagte sie.

»Welche?«

»Auf meinen Brief.«

»Der eine Satz?«

»Ja.«

»Journalisten sammeln wirklich alles.«

»Nur Beweismittel.«

Ich verzog das Gesicht.

»Schlechter Witz.«

»Absichtlich.«

Sie sah mich an.

»Schreibst du noch?«

»Jeden Tag.«

»Wird es ein Buch?«

»Vielleicht.«

»Über dich?«

»Über jemanden, der mir ähnlich sieht.«

»Feige Lösung.«

»Juristisch elegante Lösung.«

Sie lächelte.

Dann wurde sie ernst.

»Warum Peter Zocker?«

Ich sah auf den Hörer.

»Weil alle sagen, ich hätte gezockt.«

»Und?«

»Ich habe gerechnet.«

»Jeder Spieler rechnet.«

»Ich war kein Spieler.«

Clara wartete.

Ich kannte diese Technik. Schweigen, bis der andere weiterredet.

»Vielleicht«, sagte ich, »war das Problem nicht, dass ich Risiken genommen habe.«

»Sondern?«

»Dass ich irgendwann glaubte, ein Risiko sei keines mehr, sobald ich es verstanden hatte.«

Clara nickte langsam.

»Das ist gut.«

»Schreib es nicht.«

»Kein Interview.«

»Ich meine es ernst.«

»Ich auch.«

Wir sprachen über die Kinder. Über Wien. Über ein Café, das geschlossen hatte. Über einen ehemaligen Minister, der jetzt Vorträge hielt. Belanglose Dinge.

Es war eines der besten Gespräche meines Lebens.

Am Ende fragte Clara: »Willst du irgendwann wieder Unternehmer sein?«

Ich antwortete sofort: »Ja.«

Dann lachte ich.

»Was?« fragte sie.

»Ich habe nicht einmal nachgedacht.«

»Musst du?«

»Offenbar.«

»Was würdest du machen?«

Ich sah durch die Scheibe.

Früher hätte ich eine Branche genannt. Immobilien. Beteiligungen. Technologie. Irgendetwas Großes.

»Vielleicht ein kleines Hotel.«

Clara lachte laut.

»Du? Klein?«

»Sehr witzig.«

»Wie viele Zimmer?«

Ich dachte nach.

»Zwanzig.«

»Nach drei Jahren zweihundert.«

»Wahrscheinlich.«

Wir lachten beide.

Als sie ging, fragte ich mich, ob Veränderung wirklich bedeutet, ein anderer Mensch zu werden.

Vielleicht bedeutet sie nur, die eigenen Muster früh genug zu erkennen, um ihnen nicht jedes Mal zu gehorchen.

Kapitel 44 – Der Spaziergang

Meine Tochter kam an einem sonnigen Samstag.

Sie war größer geworden.

Das ist eine banale Feststellung, aber Gefängnis macht Banalitäten brutal. Kinder wachsen, während man wartet.

Sie setzte sich hinter die Scheibe.

»Hi.«

»Hi.«

»Mama sagt, du schreibst ein Buch.«

»Deine Mutter erzählt zu viel.«

»Alle Mütter erzählen zu viel.«

Ich lächelte.

»Willst du es lesen?«

»Nein.«

Die Antwort kam so schnell, dass ich lachen musste.

»Warum nicht?«

»Weil ich dich kenne.«

»Das ist kein Argument.«

»Doch. Ich will nicht deinen Roman-Papa kennenlernen. Ich will meinen Papa.«

Ich schluckte.

Sie spielte mit dem Kabel des Hörers.

»Darf ich dich was fragen?«

»Alles.«

»Hattest du wirklich so viel Geld?«

Ich lachte.

»Offenbar nicht.«

»Ernsthaft.«

»Auf dem Papier. Beteiligungen. Werte. Nicht alles lag auf einem Konto.«

»Und warum wollte man immer noch mehr, wenn man schon so viel hat?«

Ich öffnete den Mund.

Die alten Antworten standen bereit.

Wachstum.

Verantwortung.

Arbeitsplätze.

Unternehmertum.

Wettbewerb.

Alles wahr.

Und doch nicht die Wahrheit, die meine Tochter fragte.

»Weil mehr irgendwann normal wird«, sagte ich.

»Wie meinst du das?«

»Wenn du zum ersten Mal hunderttausend hast, ist es unglaublich. Wenn du eine Million hast, denkst du an zehn. Wenn du hundert hast, vergleichst du dich mit denen, die eine Milliarde haben. Und wenn du eine Milliarde hast, redest du dir ein, es gehe gar nicht um Geld.«

Sie dachte nach.

»Worum ging es bei dir?«

Ich sah sie an.

»Darum, nicht wieder der Junge zu sein, den niemand kannte.«

»Warum war das schlimm?«

Ich musste lächeln.

Kinder stellen grausame Fragen, weil sie nicht wissen, welche Antworten Erwachsene jahrelang vermieden haben.

»Keine Ahnung«, sagte ich.

Sie nickte, als sei das eine ausreichende Antwort.

Der Beamte zeigte fünf Minuten.

»Wenn du rauskommst«, sagte sie, »gilt das mit dem Spaziergang noch.«

»Ohne Handy.«

»Du hast dann hoffentlich überhaupt keins.«

»Unverschämt.«

»Wo gehen wir?«

Ich hatte darüber nachgedacht. Natürlich hatte ich darüber nachgedacht. Ich hatte sogar Strecken im Kopf geplant, Höhenmeter, Dauer.

Ich sagte nichts davon.

»Du entscheidest.«

Sie sah mich überrascht an.

»Echt?«

»Echt.«

»Okay.«

Sie lächelte.

Es war vielleicht die kleinste Entscheidung, die ich je abgegeben hatte.

Und eine der schwersten.

Als sie gegangen war, blieb ich noch einen Moment sitzen.

Ich dachte an mein erstes Büro. An den Dachboden. An die Hochhäuser. An die Kaufhäuser. An den See in Zürich. An die Videowand um sieben Uhr morgens.

Mein ganzes Leben hatte aus der Frage bestanden: Wohin als Nächstes?

Vielleicht war es Zeit, einmal jemand anderem zu folgen.

Epilog – Der Haarriss

Heute Morgen ist der Haarriss an der Decke länger als an meinem ersten Tag.

Oder ich bilde mir das ein.

Ich liege auf dem Bett und folge ihm mit den Augen.

Vom Lüftungsgitter zieht er schräg über die Decke, macht einen kleinen Knick und verschwindet über dem Fenster.

Früher hätte ich jemanden angerufen.

Hausverwaltung. Techniker. Assistent.

Jemand hätte geprüft, dokumentiert, repariert.

Hier melde ich ihn vielleicht morgen.

Vielleicht auch nicht.

Ich habe gelernt, dass nicht jeder Riss sofort ein Projekt ist.

Auf dem Tisch liegen die Seiten dieses Manuskripts.

Mehrere hundert Blätter.

Ich habe sie in den vergangenen Monaten geschrieben. Mit Bleistift. Später durfte ich einen Kugelschreiber benutzen. Manche Seiten sind ordentlich, andere voller Pfeile und Durchstreichungen.

Clara wollte wissen, was ich weglassen würde.

Die ehrliche Antwort ist: wahrscheinlich noch immer zu viel.

Ein Mensch kann sein eigenes Leben nicht objektiv erzählen. Wer das behauptet, hat noch nie versucht, sich an einen Streit zu erinnern, bei dem er sicher war, im Recht zu sein.

Ich bin Peter Zocker.

Das war einmal ein Name, der Türen öffnete.

Dann war es ein Name in Schlagzeilen.

Jetzt steht er auf einem Schild neben meiner Zellentür.

Ich weiß nicht, was davon ich bin.

Vielleicht alles.

Der Junge auf dem Dachboden.

Der Mann im grauen Anzug.

Der Käufer.

Der Verkäufer.

Der Gastgeber.

Der Angeklagte.

Der Vater.

Der Ehemann, der keiner mehr ist.

Der Häftling.

Ich habe lange geglaubt, ein Leben müsse eine Kurve nach oben ergeben, damit es gelungen ist.

Vielleicht war das mein grundlegendster Irrtum.

Kurven kennen keinen Charakter. Nur Richtung.

Menschen sind komplizierter.

Gestern bekam ich einen Brief von meiner Tochter.

Keine große Versöhnung. Keine dramatischen Sätze.

Sie schrieb über Schule, eine Freundin, einen kaputten Laptop und einen Hund, den sie haben möchte und ihre Mutter nicht.

Am Ende stand:

Wenn du rauskommst, können wir mal einfach spazieren gehen.

Ohne Handy.

Ich las den Satz öfter als jedes Urteil.

Einfach spazieren gehen.

Früher hätte ich dafür keinen Termin gefunden.

Jetzt denke ich seit zwei Tagen darüber nach, welche Strecke wir nehmen könnten.

Draußen wird eine Tür geöffnet.

Schlüssel.

Schritte.

Ein Beamter ruft meinen Namen.

Hofgang.

Ich stehe auf und lege die Seiten ordentlich übereinander.

Auf das oberste Blatt schreibe ich noch einen Satz.

Nicht für Clara.

Nicht für ein Gericht.

Nicht für die Presse.

Für mich.

Im Gefängnis hat man viel Zeit zum Nachdenken. Das Schwierige ist nicht die Zeit. Das Schwierige ist, irgendwann aufzuhören, sich selbst zu belügen.

Ich lege den Stift hin.

Dann gehe ich zur Tür.